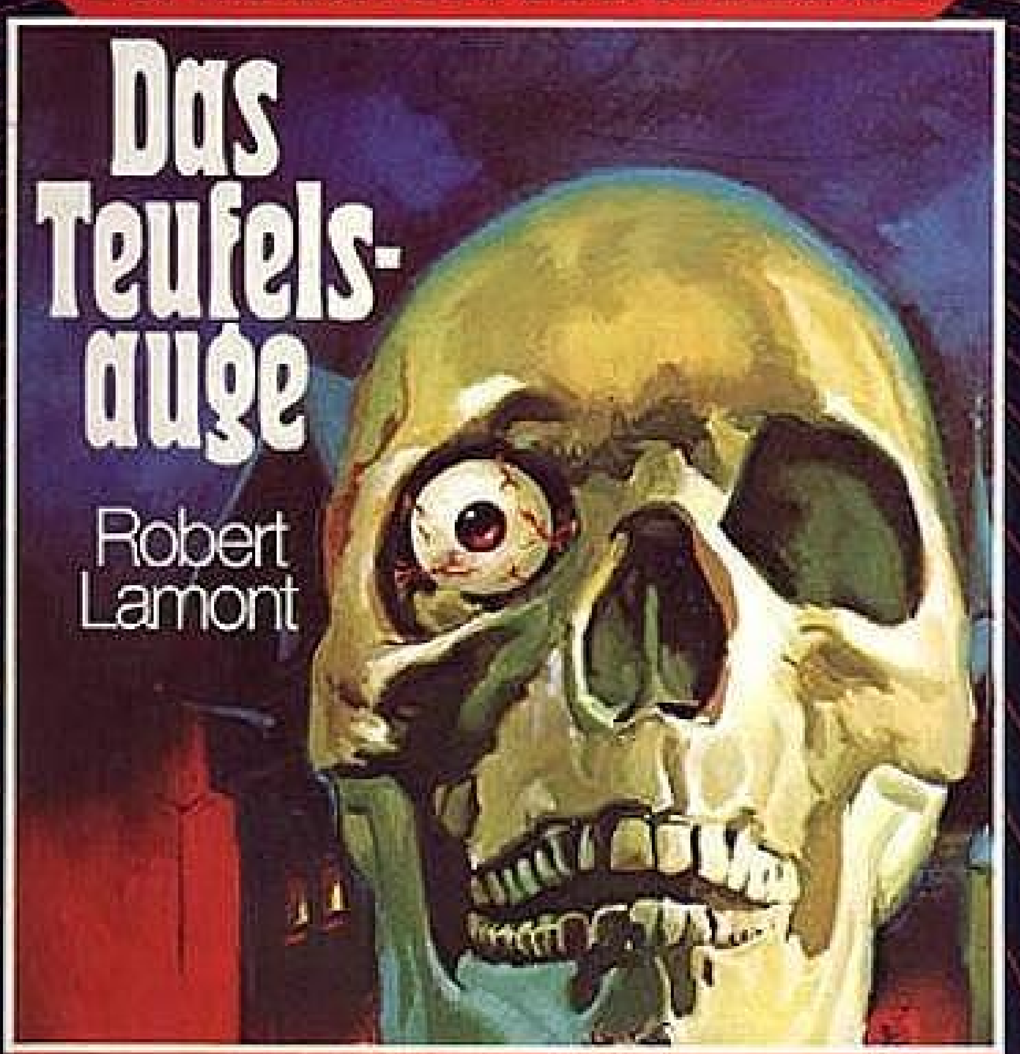
1.20 DM / Band 34

BASTEI

Neuer Roman

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen





Das Teufelsauge

Professor Zamorra Nr. 34

von Dieter Saupe

erschienen am 07.10.1975

Das Teufelsauge

»Trink!« sagte die Zigeunerin. »Trink, schönes Mädchen! Es ist guter Wein, feurig und rot wie das Blut der alten Zigeuner. Trink, dreh dich und tanz, wenn ich das Lied für dich spiele!« Und das Mädchen tanzte und drehte sich nach der Melodie der alten Einäugigen.

Immer schneller, immer wilder.

Es setzte die Flasche an den Mund und trank.

Aber dann, ganz plötzlich, hörte das Mädchen auf.

Es sah nicht mehr die alte Zigeunerin in ihrem langen schwarzen Haar. Das Mädchen ging fort, durchquerte den Wald und stand vor einem weißen Haus. Die Türen öffneten sich wie von Geisterhand.

Da stand das Mädchen auch schon im Krankensaal, trat an das Bett eines Mannes und riß die Decke herunter. Wild stürzte es sich auf den wehrlosen Mann.

Gellend peitschten die Todesschreie des Mannes durch das Haus.

»Ibiza, Ibiza!« sagte Bill Fleming ein wenig verächtlich. »Glaubst du, ich fliege von Amerika nach Europa, um mir ausgerechnet diese überfüllte Touristeninsel anzusehen? Ich kann mir genau vorstellen, was ich auf dieser spanischen Insel antreffen werde. Abgetakelte alte Tanten aus der alten Heimat, von Illinois bis New York. Und außerdem habe ich mir sagen lassen, daß jedes französische Dienstmädchen, das noch nicht einmal Bordeaux oder die Provence kennt, seine Ferien auf Ibiza verbringt.«

Der amerikanische Naturwissenschaftler und Freund Professor Zamorras war sichtlich aufgebracht über die Ferienpläne des Meisters über die Dämonen.

Auf dem Château de Montagne herrschte Reisefieber. Professor Zamorra war dabei, einige Koffer aus dem riesigen Mittelsaal hinauszutragen und in seinem schweren Citroën zu verstauen.

Nicole Duval, die verführerisch schöne Sekretärin des geheimnisumwobenen Professors, stand in der weiträumigen Diele und prüfte wieder einmal eine neue, todschicke Frisur.

Da trat Bill Fleming aus dem Speisesaal und beobachtete das Mädchen. Er konnte sich kaum enthalten, einen Pfiff der Bewunderung von sich zu geben.

Alle Wetter! dachte er bei sich. Wenn mein Freund Zamorra mich mit dieser knusprigen Puppe allein in Urlaub fahren ließe, dann würde mir selbst Ibiza nichts ausmachen. Aber so…

Nicole Duval drehte sich halb um, als sie Bill Flemings leise Schritte hörte.

»Nun, Monsieur?« fragte sie und strich sich eine ihrer hübschen blonden Locken aus dem Gesicht. »Was mißfällt Ihnen so an Ibiza? Sie können mir glauben, daß der Professor einen ausgezeichneten Geschmack hat. Ich kenne den Bungalow, den er gemietet hat. Er liegt ganz abseits vom Touristenrummel, mit einem herrlichen Blick aufs Meer.«

»Ihr Anblick ist mir lieber«, sagte Bill Fleming halb freundlich und halb mürrisch. »Ich bin Historiker, Nicole. Ich möchte, wenn ich schon wieder einmal in Europa bin, viel lieber ein paar alte geschichtliche Stätten ansehen, als meine Augen mit dem Anblick von Urlaubern, gelangweilten Gesichtern und Speckbäuchen zu beleidigen.«

Nicole lachte auf.

»Aber Bill«, sagte sie. »Ibiza wird Ihnen bestimmt gefallen.«

Der Amerikaner betrachtete das junge Mädchen mit Wohlgefallen.

Seine Blicke umschlossen mit zärtlicher Begierde Nicoles gutgebauten Körper. Sie wanderten von den schmalen Fesseln an den Beinen hoch, glitten über die Hüften und den prachtvollen, straffen Oberbau bis zu ihrem Gesicht.

Für Sekunden trafen diese Blicke mit denen des Mädchen zusammen.

Bill Fleming wollte gerade zu einem neuen Kompliment ansetzen, als etwas ganz Merkwürdiges geschah.

***

Der Amerikaner mußte seinen Blick von dem attraktiven jungen Mädchen reißen, als Professor Zamorra mit schnellen Schritten aus dem Schloßhof in den großen Mittelsaal gestürzt kam.

Dann wurden seine Schritte fast zu Sprüngen.

Nicole fragte sich verwundert, was den Professor zu solcher Eile antrieb.

Aber als dieser direkt auf den Kamin zuging, ahnte sie eine neue Überraschung.

Und sie sollte recht behalten.

Professor Zamorras Augen funkelten, als er auf den Kamin zuschoß. Dann war auch Bill Fleming neben der jungen Französin in den Saal getreten. Beide erlebten ein seltsames Schauspiel.

Die rechte Hand des Professors schoß dem Kaminsims entgegen.

Dann lag das geheimnisvolle Amulett in dieser Hand. Weder Nicole Duval noch Bill Fleming konnten spüren, welche Erregung in den folgenden Minuten den Professor durchfuhr.

Sie sahen nur dieses merkwürdige Benehmen an ihm, den gehetzten Ausdruck, diese großen, starren, fragenden Augen.

Viel mehr aber sah und spürte der Professor selbst.

Wie schon so oft, in seinem Kampf gegen die drohenden Dämonen in aller Welt, vermittelte ihm die Kraft seines Amuletts Bilder und Eindrücke eines neuen Entsetzens.

Und was die überirdische Zauberkraft des Amuletts seiner Väter ihm jetzt übertrug, überstieg jedes Vorstellungsvermögen.

Zuerst sah der Professor ein großes weißes Haus. Auf der Höhe über einem Fluß. Seltsame Bäume standen auf den Hängen zwischen dem Haus und den Fluten unten im Tal.

Dann öffneten sich, wie von Geisterhand bewegt, alle Portale und Fenster dieses Hauses.

Da ahnte Professor Zamorra, daß es sich um ein Krankenhaus handeln mußte.

Er schloß die Augen. Er sah mit dichtem weißem Leinen bezogene Betten. Und dann sah er den Mann.

Der Mann lag reglos in seinem Bett. Es war nicht auszumachen, ob er lebte oder schon tot war.

Das Grauenvolle an dem Bild aber war der Anblick eines jungen Mädchens, das über den scheinbar Toten gebeugt war.

Von der ersten Sekunde an gab es keinen Zweifel für Zamorra. Er sah das Blut aus dem Hals und der Brust des Mannes fließen. Und er erkannte zwei dünne rote Spuren um den Mund des Mädchens.

Dieses blühende junge Leben, fast ein Kind noch, war eine Vampirin!

Sie schien ihre grausige Mahlzeit gerade beendet zu haben. Mit gierigen Blicken sah sie noch einmal auf ihr Opfer. Dann wandte sie sich ab und ging auf die Tür des Krankenzimmers zu.

Zamorra hängte sich das Amulett, das an einer dünnen Kette befestigt war, um den Hals. Dann schloß er die Augen.

Er wollte zunächst nicht an diese gräßliche Vision glauben. Aber die Bilder vor ihm wurden immer stärker, verdichteten sich zu einem Gemälde von Hexenwahn und Dämonie, wie die stärkste Fantasie eines Malers der mittelalterlichen Hexenprozesse es nicht hätte erfinden können.

Zamorras rechte Hand war zur Faust geballt, um das Amulett gepreßt, das jetzt zu glühen schien.

Noch dichter preßte er die Augen zusammen, um nichts mehr von seiner Umgebung zu sehen.

Aber der Alptraum am hellen, lichten Tage, der ihn überfallen hatte, war nicht abzuschütteln.

Zamorra sah das Bett mit dem Kranken. Er sah, wie der Mann sich aufbäumte, zweimal, dreimal kurz hintereinander. Dann sah er, wie die Lippen des Mannes sich öffneten, und er konnte den Schrei in Gedanken hören, der unheimlich und grell durch das fremde weiße Haus hallen mußte.

Es war der Todesschrei des Mannes. Zamorra sah, wie der Fremde sich noch einmal aufbäumen wollte und auf seinem Lager zusammenbrach.

Ein junges, unbekanntes Mädchen, ein Kind, wie Schnee und Blüten weiß und rein, hatte dem Fremden mit dem Blut das Leben aus den Adern gesogen.

Zamorra preßte die Luft aus seinen Lungen, atmete schnell wieder ein.

Konnte seine Vision wirklich die Übertragung eines echten Geschehens sein?

Oder narrten ihn seine Sinne?

Ein Mädchen, ein zierliches junges Mädchen, und eine Dämonin?

Ein kaum erwachsenes Kind als Vampir?

Zamorra konnte sich nicht entsinnen, jemals in der phantastischen und schon gar nicht in der historisch belegten Literatur über Vampirismus etwas Derartiges gelesen zu haben.

Da erwachte das Fieber in ihm. Das Fieber, das ihn auf Dämonenjagd trieb.

Und er wußte, daß es sich um einen ganz verteufelten Fall von Blutdurst und Schändlichkeit handeln würde.

Seine Hand zuckte auf, in der das Amulett lag. Er sah das Mädchen aus dem fremden weißen Haus kommen. Es ging auf den Wald mit

den seltsamen Bäumen zu und verschwand für kurze Zeit.

Bald darauf sah und hörte er etwas, was er bisher für unglaublich gehalten hatte.

Nicole Duval war inzwischen ein paar Schritte näher gekommen.

Auch Bill Fleming folgte ihr, auch wenn er nicht wie Nicole und ihr Chef einem neuen, unheimlichen Mysterium auf der Spur zu sein glaubte.

Bill Fleming war noch immer der alte Skeptiker. Zwar hatte ihm der Professor schon mehrmals von der Realität des Dämonentums Beweise geben können. Aber im Anfang eines jeden Falles blieb der Amerikaner unbeeindruckt. Er sah nur die Fakten eines Falles. Er glaubte nicht uneingeschränkt an das Vorhandensein von Dämonen, Vampiren, Hexen und anderen Unwesen, die den Menschen in ihren unheimlichen Bann ziehen.

Hätte er in diesem Augenblick erleben können, was Zamorra sah und hörte, wäre er wohl anderer Ansicht gewesen.

***

»Was ist, Professor?« kam leise die Stimme Nicole Duvals durch den Saal. Aber sie schien das Ohr des Professors nicht zu erreichen.

Er reagierte nicht im geringsten auf diese Frage. Mit keiner Bewegung, mit keiner Antwort.

Die Bewegungen, die Stimmen, die Bilder, die er mit geschlossenen Augen sah, erregten ihn viel zu sehr. Von seiner unmittelbaren Nachbarschaft nahm er nichts mehr wahr.

Da war wieder das Mädchen vor ihm, Weiß wie Schnee ihr Kleid, bleich wie der Tod ihr Gesicht jetzt.

Sie betrat einen Waldweg neben dem fremden weißen Haus.

Plötzlich setzten die Trommeln ein. Ganz schwach zuerst, ganz leise, wie die Geräusche eines Holzstabs in einem Gefäß.

Dumpf kamen zuerst kleine Wirbel, aber dann brach es los wie ein Inferno aus der Tiefe der Hölle. Die Erde bebte, und heulend erklangen aus dem Inneren des Erdballs gräßliche Laute.

Zamorra verlor das Mädchen aus den Augen, sah es jedoch bald wieder. Aber diesmal schemenhafter. Dann verschwand die weiße Gestalt des schlanken jungen Mädchens ganz im Inneren des Waldes.

Dafür wurden die Töne der dumpfen Melodie wilder und lauter.

Die ganze Erde schien aufzubrechen. Es klang wie das Stampfen von vielen hundert Pferdehufen, deren ganze Kraft auf einem einzigen Quadratmeter Erde auf den Boden hämmerte.

Für Sekunden mußte der Professor die Hand vom Amulett nehmen, um sich beide Ohren zuhalten zu können. Zu durchdringend waren die scharfen, schneidenden Töne jener unheimlichen Melodie, auf die sich Zamorra keinen Reim machen konnte. Noch nicht.

Bill Fleming stand in respektvollem Abstand.
Nicole Duval aber wollte versuchen, den Professor aus seinem tranceartigen Zustand zu befreien.
Mit leichten, langsamen Schritten näherte sie sich ihm.
Und in den nächsten Sekunden erlebte sie etwas, das sie selbst und auch Zamorra nicht für möglich gehalten hätten.
Der Professor selbst war im langjährigen Kampf mit den Urdämonen schon sicher geworden. Ihm konnten die teuflischsten Kräfte nur noch wenig anhaben.
Er nahm Visionen und Geräusche in sich auf und suchte im gleichen Augenblick, die Quelle des höllischen Treibens zu erfahren.
Ihn zwangen weder die Larven der Dämonen noch ihre unheimliche Musik in die Knie.
Er war sozusagen immun gegen übernatürliche Angriffe. Ganz anders bei Nicole Duval.
Um den Professor zu beruhigen, trat sie ganz dicht an ihn heran und legte ihm eine Hand auf die Schulter.
Und im gleichen Augenblick begann ihr junger, fraulicher Körper zu beben.
Die geisterhafte Melodie mit ihrem schockierenden Rhythmus wurde aus der Erlebniswelt Zamorras auf das Mädchen übertragen!
Aber sie ließ nicht los. Sie hielt ihre Hand auf Zamorras Schulter.
So, als könne sie ihm etwas von der schweren Last der neuen Aufgabe abnehmen.
Sie sah nicht die Bilder, die sich in Zamorras Vision gebildet hatten.
Aber sie hörte das Klopfen des gigantischen Taktes. Sie spürte das Stampfen wie von tausend Hufen. Sie hörte das Pfeifen einer heiseren Stimme. Langgezogene Schreie, die aus der Urtiefe kamen. Und dann die kratzenden Laute einer Geige, die der Teufel persönlich spielen mußte.
Die erregende Melodie drang ihr bis ins Mark. Der klopfende Rhythmus setzte sich fort in ihrem Blut, ließ ihr Herz schneller schlagen, brachte ihre Knie zum Zittern.
Dann wurde dieses Erlebnis zu stark für Nicole. Sie war wie ein Medium, das von einem zynischen Magier gepeinigt wurde.
Ihr Blut hämmerte in den Adern, ihre Schläfen drohten aufzuplatzen, so unheimlich war die Melodie.
Das mußte die Melodie des Teufels sein. Er spielte sein scheußliches Instrument, und das klang wie ein riesiger Amboß. Auch die Hände, die den Hammer schwangen, mußten gewaltig sein. Wie das Dröhnen stürzender Felswände hörte sich der grausige Gesang jetzt an.
Es war das Lied der entfachten Hölle. Das Lied von Rache, Blut und Tod.
Zamorra hielt die Augen noch immer geschlossen.

Er spürte das zitternde Mädchen neben sich. Er fühlte auch, daß seine junge Sekretärin versuchte, ihm etwas von der Last dieses niederschmetternden Erlebnisses zu nehmen.

Die Luft schien elektrisch geladen zu sein. Von irgendwoher, von irgendeiner Stelle aus dem Unbekannten, brach eine geisterhafte Melodie durch den Raum, brachte die Luft zum Zittern und sensitive Menschen wie Zamorra und Nicole Duval zum Beben.

Behutsam ließ der Professor seine rechte Hand zu seiner Schulter gehen. Langsam nahm er Nicoles Hand, deren Zittern sich nicht verbergen ließ. Dann ließ der Professor Nicoles Hand vorsichtig an seiner Seite heruntergleiten.

Er wußte, daß dieses Erlebnis zu stark und bedrückend für das Mädchen war.

Sie hatte ungewollt und unverhofft einen Teil jenes dämonischen Treibens miterlebt, das den Professor erneut zum Kampf gegen Tücke und Gewalt und Dämonie aufrief.

Nicole Duval wußte nicht, wie froh sie sein durfte, den Rest der Vision nicht miterleben zu müssen.

***

Zamorra wollte gerade die Augen wieder öffnen, als die weißgekleidete Gestalt wieder vor ihm erschien.

Instinktiv griff er nach dem Amulett an seinem Hals. Schon oft hatte ihn dieses geheimnisvolle Erbstück, das er auf wunderbare Weise eines Tages in der alten Bibliothek seiner Väter entdeckt hatte, auf die richtige Fährte gebracht. Auch in diesem neuen Fall, der noch zu verworren war, könnte es ihm wieder Hilfe leisten.

Zamorra umfaßte das kleine, wertvolle Schmuckstück mit solcher Kraft, daß sich das Weiße auf seinen Fingerknöcheln zeigte.

Da war die Gestalt also wieder. Fünfzehn, sechzehn Jahre alt mochte das Mädchen sein. Jetzt hatte es den Kopf hoch aufgerichtet.

Ging das Mädchen der schaurigen, beklemmenden Melodie nach?

Zamorra war fast sicher, daß es so war.

Ab und zu blieb das Mädchen stehen und horchte nach allen Seiten. Wie ein witterndes Reh. Dann immer, wenn es sich in der zutreffenden Himmelsrichtung glaubte, ging es weiter.

Der Weg führte ziemlich steil bergan, mitten hinein in die dunklen Wälder am Hang. Und vom Gipfel des Hügels war weiterhin das Stampfen von übermenschengroßen Füßen zu hören. Dazu das schrille monotone Geleier einer Geige. Und eine rauhe, singende Stimme, die lange, gutturale Laute aus den Wäldern hinunter ins Tal schickte.

Gespenstisch war das alles, unfaßbar. Und doch war es schaurige Wirklichkeit.

Wenn Zamorra, tausende von Kilometern weit vom Geschehen

entfernt, das alles für so dämonisch, so abgrundtief erschreckend halten mußte, wie groß mußten die tausend Schrecken erst sein, die einen Menschen am Tatort überfielen!

Jetzt schluckte die dumpfe Dunkelheit des Waldes die schmächtige Gestalt des jungen Mädchens.

Für Sekunden schien sich die Nacht über das Bild zu senken.

Aber dann leuchtete ein mattes Licht auf, hellrot, in kleinen, züngelnden Flammen zuerst. Doch bald wurden aus den winzigen Flammen grelle Fackeln. Und schließlich stand vor Zamorras geistigem Auge eine ganze Wand aus lodernden Flammen. Grellrote Flammen, die jeden Menschen an Höhe überragten.

Und dann kam alles zugleich.

Das weiße Mädchen stürzte aus dem Dunkel des nächtlichen Waldes. Mit schnellen Schritten lief es auf die Flammenwand zu. Zamorra befürchtete, daß sich das junge Ding ins Feuer stürzen würde.

Aber das Mädchen machte wenige Meter vor den Flammen halt.

Dann löste sich etwas Schwarzes aus der brennenden Wand hinter dem Waldrand.

Ein riesiger dunkler Kreis war es zuerst.

Und kam näher.

Zehn Schritte, zwanzig Schritte.

Es wurde ein Kopf. Scheußlich, abstoßend.

Wild und wirr wehten schwarze Haarsträhnen um diesen Kopf.

Aber das Gräßlichste an dieser Erscheinung war das Loch mitten unter der Stirn. Ein Loch, rot wie die flammende Wand des Feuers hinter ihm.

Das Loch war ein Auge!

Die Natur hatte dieser Larve, dieser Hexe, diesem weiblichen Teufel – oder wer immer das sein mochte – nur ein Auge gegeben! Und, wie um diesen Schaden auf grausame Art wettzumachen, hatte dieses eine Auge die Dimension einer kleinen Untertasse!

Zamorra sah dieses gespenstische Gesicht ganz nah. Sah die feuchten Tränensäcke links und rechts an dem Auge, die schwer wie vollreife Kirschen waren. Rot, blutunterlaufen das ganze unheimliche Auge.

Und auf das Mädchen gerichtet.

Und dann wieder diese Töne, die bis ins Mark gingen.

Die Melodie der Hölle.

Da begann das Mädchen zu tanzen. Ihr weißes Kleid flatterte im Sog der Luft, den die prasselnden Flammen hinter ihr hervorriefen.

Zuerst war das wie ein langsames, schwereloses Gleiten. Immer im Kreise, fast einschläfernd. Aber dann stampften die Füße der Einäugigen den Takt. Den grausamen, unerbittlichen, erbarmungslosen Takt, den Zamorra schon vorhin gehört hatte.

Das Mädchen zuckte zusammen. Stand still. Aber nur für Sekunden.

Dann riß das dumpfe Stampfen der Füße, die schrille Melodie, das Geknister der brennenden Zweige nahe der Flammen sie gleichsam vom Boden.

Dieses Tanzen war ein wildes Springen. Unbändig, unkontrolliert.

Und willenlos.

Ja, das sah Zamorra sofort. Das junge Mädchen hatte keinen eigenen Willen mehr.

Immer schneller, immer wilder sprangen ihre Füße auf. Bald schienen sie den Boden nicht mehr zu berühren. Die ganze, schmächtige Figur des jungen, bestialischen Vampirs war dem unheimlichen Gesang der Hexe ausgeliefert.

Gab es denn so etwas wie Gegenhexen? fragte sich Zamorra.

Konnte eine dämonische Natur diesem zweiten Dämon, diesem jungen weiblichen Vampir, mit Erfolg etwas anhaben? Würden die Kräfte der Älteren ausreichen, um über die Spukgestalt aus dem Krankenhaus zu triumphieren? Die Antwort bekam Zamorra sogleich.

Er konnte sehen, wie aus dem Tanz des jungen Mädchens ein wildes Kreiseln wurde.

Und die zweite, die ältere Hexe kam näher.

Da riß das Mädchen den Mund auf. Nicht, um zu schreien. Es rang nach Luft. Der wilde, furienhafte Tanz hatte sie völlig erschöpft.

Da trat die ältere Hexe heran. Furchtbar glühte ihr einziges Auge auf. Wütend schlug die Einäugige zu. Nur einmal. Es war wie ein Karateschlag.

Blut strömte aus dem Hals, dort, wo die Alte getroffen hatte. Das Mädchen in Weiß aber brach unter diesem Hieb zusammen und regte sich nicht mehr.

Eine halbe Sekunde später löste sich der Spuk auf.

Zamorra aber wußte, daß es mehr als ein Spuk gewesen war.

Langsam öffnete er die Augen.

»Was war das?« fragte Nicole Duval, die noch dicht neben ihm stand.

»Das war ein Auftritt des Teufels«, gab der Professor zur Antwort.

»Und es war die jüngste und seltsamste Teufelin, die ich beobachtet habe.«

»Ich fürchte, wir fahren nicht nach Ibiza«, meinte Nicole.

»Sie fürchten richtig«, gab Zamorra zurück. Dann wandte er sich an Bill Fleming und sagte: »Und du darfst dich glücklich schätzen, Bill.«

»Warum?«

»Ibiza ist aus«, sagte Zamorra. »Aus, vorbei, tabu. Wir fliegen ins Land der Korkeichen. Das heißt: ich fliege. Aber ich werde den Wagen brauchen. Da wirst du mit Mademoiselle Duval eine schöne Fahrt durch halb Frankreich und ganz Spanien haben.«

»Korkeichen?« war Bill Flemings Frage. »Wo gibt es denn so was?«

»Ich nehme an, daß es so etwas zum Beispiel auf Madeira gibt. Aber

die klassischen Korkeichenwälder stehen dort, wo der echte Portwein wächst. An den Ufern des Douro.«

»In Portugal?« fragte Nicole.

»In Portugal«, bestätigte der Professor mit einem Kopfnicken.

»Und wozu das Auto?« fragte Bill Fleming.

»Damit wir beweglich sind. In Portugal fängt man heute gerade erst an, fortschrittlich zu sein. Da kann es dir geschehen, daß du auf hundert Kilometer kein Taxi bekommst. Und das Land um die schö- ne Wein- und Hafenstadt Porto ist größer, als man gemeinhin annimmt.«

»Und du fliegst voraus?«

»Ja«, sagte Zamorra. »Nicole, bitte buchen Sie mir einen Platz in der nächsten Maschine nach Lissabon. Und dann rauschen Sie mit meinem Freund, dem Skeptiker, schon ab. Sie haben eine lange Fahrt vor sich.«

***

Als das Mädchen in dem weißen Kleid aus ihrer Ohnmacht erwachte, war die Flammenwand fast völlig verglüht. Nur einzelne kleine Flammen zuckten noch über den Boden hin, wo sie ein paar trockene Äste als Nahrung für ihre feurigen Zungen fanden.

Was in der Folge geschah, konnte Professor Zamorra nicht mehr wahrnehmen. Um diese Zeit saß er längst in der Maschine, deren Turbinen gleichmäßig brummten. Unter ihnen lag die kluftige Kette der Pyrenäen…

Die einäugige Hexe trat an das Mädchen heran, das auf dem Boden lag. Es wimmerte leise, wußte nicht, was mit ihm geschehen war. Es hatte keine Ahnung, wie sehr es im Banne der alten Hexe stand.

Der Name der Einäugigen war La Zanuga. Niemand wußte etwas über ihr Alter zu sagen. Bekannt war nur, daß ihre Behausung eine Höhle war. Weit weg von hier. Eine Höhle auf der Insel Ibiza, hoch über dem Meer.

Nun war im Bezirk der Stadt Porto vor zwei Jahren ein aufsehenerregender Fall von Vampirismus über die erschreckte Bühne gegangen.

Niemand hatte bis dahin mehr an die Existenz von blutsaugenden Dämonen geglaubt. Bis dann, am Rande eines mächtigen Eichenwaldes, ein junger Mann tot aufgefunden wurde. Sein Hals und seine Brust waren aufgerissen und arg zugerichtet.

Zuerst hatte man an den Überfall durch ein wildes Tier gedacht.

Aber die medizinischen Untersuchungen ergaben bald einwandfrei, daß die gräßlichen Bisse nur von einem Menschen stammen konnten.

Wie ein Lauffeuer war die Nachricht des Entsetzens durch das ganze Land geeilt.

»Es gibt keinen Wolf mehr«, raunten sich die Leute im Gebirge und in den Tälern zu.

»Aber es ist ein Mensch da, der die Menschen reißt wie ein Wolf«, sagte der Kapitän Idor Capoa, der die Mordkommission in Porto leitete und mit dem unheimlichen Fall beauftragt wurde.

Und dann war La Zanuga gekommen. Die einäugige Zigeunerin aus Ibiza.

Stammesbrüder, die singend und spielend durch die Länder zogen, hatten die Kunde von dem Vampir in Portugal bis nach Ibiza gebracht.

Da hatte die Alte kurzerhand ihre erbärmliche Höhle verlassen und war zum Festland gefahren, und von dort hatte sie den weiten Weg quer durch Spanien und den Norden Portugals hinter sich gebracht.

Drei Wochen zu Fuß, und manchmal auf dem Karren einer Zigeunergruppe.

Eines Tages stand sie vor der Präfektur des Kapitäns Idor Capoa.

Sie wartete auf ihn, und sie erkannte ihn, als sei er ihr längst bekannt.

Der Kapitän war kein furchtsamer Mann. Aber als er an jenem Morgen zum Dienst kam und diese schwarzhaarige, wild aussehende Zigeunerin vor sich sah, glaubte er, dem Vampir selbst gegenüberzustehen.

»Ich bin La Zanuga«, sagte die Zigeunerin zu ihm. »Ich bin gekommen weither, von Ibiza. Ich habe gehört von dem Vampir. Und ich werde ihn austreiben.«

»Und wie?« hatte Idor Capoa gefragt.

Da hatte die Alte unter ihren langen Rock gegriffen und eine Zigeunerfidel hervorgeholt.

»Damit«, sagte sie. »Mit Geige. Und dem Lied, was dem Vampir Angst macht. Du kannst fragen alle Zigeuner aus jedem Land. La Zanuga hat die Kraft, den Vampir zu besiegen. Mit dem Lied vom Teufelsauge, dem schrecklichen Gesang vom Occhiu Draculi.«

»Occhiu Draculi?« fragte der Kapitän ungläubig.

Und die Zigeunerin nickte.

»Teufelsauge. Viele nennen mich selber so. Weil ich nur dies eine große Auge habe, vor dem sie sich fürchten. Aber der Vampir fürchtet nicht das Auge von La Zanuga. Er fürchtet das Lied ihrer Geige, den Tanz ihrer Füße, das schreckliche Lied. Sag mir, wo der junge Tote lag aus deinem Land, Kapitän. Führe mich hin. Ich werde die Spur des Vampirs finden und ihn für dich erledigen.«

Zwei Tage war La Zanuga auf der Spur des Vampirs gewesen.

Dann, eines Nachts, erwachten die Weinbauern am Flusse Douro durch einen schauerlichen Gesang.

Das Lied vom Teufelsauge klang durch die Nacht. Es war über viele Meilen zu hören. Die Nacht war mondhell, und das kalte, fahle Licht verstärkte noch den Schrecken, den die eintönige Melodie in den Menschen verursachte.

Am nächsten Morgen meldete sich La Zanuga bei Kapitän Capoa und führte ihn auf einem verschlungenen Pfad hinaus in den Wald mit den Korkeichen. Nur wenige Kilometer von der Stadt Porto entfernt.

»Da, Kapitän«, sagte sie. »Da hast du deinen Vampir.«

Dabei zeigte sie auf einen alten Mann, der am Boden lag. In seinen Mundwinkeln stand noch das verkrustete Blut seines jungen Opfers.

La Zanuga aber war in der Nähe der Stadt geblieben. Die Leute fürchteten sich sehr vor neuen Vampiren.

Und als der Kapitän der alten Zigeunerin eine tägliche Ration von einer Flasche schärfsten Branntweins zugesagt hatte, war sie einverstanden, vorläufig nicht in die Heimat zurückzukehren.

So blieb sie, trank ihren Branntwein und sang in den Wäldern die wilden, feurigen Lieder der Zigeuner, tanzte und grölte, daß die Hänge mit dem reifenden Wein widerhallten.

Niemand hatte etwas gegen die Alte, obwohl sie ein wenig furchterregend aussah. Aber die Menschen sahen einen Schutz in ihr. Sie duldeten sie. Und das umsomehr, als die Alte ihnen niemals zur Last fiel.

Einmal in der Woche sah man sie in der Stadt Porto. Sie kam mit einem selbstgeflochtenen Korb, betrat das Gebäude der Polizeipräfektur und kam bald wieder heraus. Pünktlich jeden Montag. Und jedesmal mit sieben Flaschen Branntwein, eine für jeden Tag.

Die Stadtväter waren schnell überein gekommen, daß dieses Opfer das geringste Übel für sie war. Sieben Flaschen Branntwein pro Woche – das war eine Kleinigkeit gegen den Ärger, den neue Opfer eines Vampirs für sie und die Polizei mit sich bringen würden.

Über zwei Jahre lang hatte La Zanuga ihren Branntwein getrunken, ihre Lieder gesungen, ihre Geige in den Wäldern gespielt. Wovon sie sonst lebte, wußte niemand.

Manche Leute meinten, daß sie heimlich auf Jagd gehe. Andere wußten zu sagen, daß ihre Stammesbrüder, die durchziehenden Zigeuner, sie mit Nahrungsmitteln versorgten.

Am hartnäckigsten aber hielten sich die Behauptungen der abergläubischen Leute. Sie erfanden die tollsten Geschichten, was die Nahrung der Zanuga betraf.

»Sie ißt Kröten und Schlangen«, sagten die Leute.

»Sie lebt von Eidechsen und Würmern«, wollten andere mit Sicherheit wissen.

Und bald sangen die Kinder auf der Straße das Lied von La Zanuga, die alles frißt, was ihr über den Weg lief. Frösche und Hamster, Spatzen und Schwalben, Fische und Ameisen, Wurzeln und Baumrinde.

Im Grunde war es ihnen gleichgültig. Hauptsache war, daß die Alte

ihnen keine Scherereien machte und die Dämonen fernhielt.
Und La Zanuga hielt Dämonen und Vampire fern. Allein durch ihre Anwesenheit, die wie eine Drohung für alle blutdürstigen Vampire war.
Ihre Geige, ihr Lied vom Teufelsauge hatten Macht über die Geister.
Das ging gut, bis vor etwa drei Wochen ein junges Mädchen am Stadtrand von Porto aufgefunden wurde.
Mit durchbissener Kehle.
Ein Vampir war am Werk gewesen!
Kapitän Idor Capoa bekam wieder Arbeit. Eine Arbeit, die er gar nicht mochte.
Und die Schrecken häuften sich.
Nur drei Tage darauf starb ein Mann in einem Krankenhaus. Er hatte eine Operation gut überstanden und hoffte, bald entlassen zu werden. Nichts deutete auf eine weitere Krankheit hin.
Aber am nächsten Morgen war er tot.
Die Ärzte merkten erst, daß ihm das Blut ausgesaugt worden war, als der Mann vom Krankenbett auf die Totenbahre gelegt wurde.
Da sahen sie die Bißwunden in seinem Nacken!
Und zu dieser bösen Überraschung kam eine zweite. Der Vampir war eine junge Angestellte aus dem Krankenhaus! Eine zweiundzwanzigjährige Schwester!
Man rief La Zanuga.
Und die Zigeunerin spürte den weiblichen Vampir bald auf. Oben in den Korkeichenwäldern.
Kapitän Idor Capoa war dabei, als La Zanuga ihr Lied vom Teufelsauge anstimmte und das Mädchen überführte. Er sah, wie die Zigeunerin das Mädchen vom Boden aufhob, nachdem es tanzend zusammengebrochen war. Er sah, wie die Zigeunerin im Wald verschwand, in einer kleinen Lichtung. Dann verlor er sie aus den Augen, bist sie am anderen Ende wieder aus dem Wald trat.
La Zanuga krümmte sich, dann ging ein Ruck durch ihren schweren, breiten Körper, und das junge Mädchen flog in weitem Bogen über die vorspringenden Klippen, hinunter in den schäumenden Atlantik.
»Warum ins Meer?« fragte Idor Capoa die Zigeunerin.
»Im Meer bleibt der Vampir tot«, gab die Alte zur Antwort. »Du darfst nichts fragen, Kapitän. Das alles macht La Zanuga für dich. Wenn du einen Vampir auf dem Lande läßt, kann er wiederkommen. Den Vampir tötest du nur, wenn du ihn dem Meer zum Fraß gibst. Oder wenn du ihn in die Flammen wirfst.«
Kapitän Capoa nickte. Er war es zufrieden. Wozu hätte er auch noch weitere Nachforschungen anstellen sollen?
Die Schwester aus dem Krankenhaus, das sich »Das Haus Unserer Lieben Frau mit den Sieben Engeln« nannte, war überführt worden.

Sie war eine Vampirin. So unglaublich das Ganze auch schien.

Und La Zanuga hatte durch ihre Zauberkräfte, die in ihrer betäubenden Musik steckten, der unheilvollen Schwester ein Ende gemacht.

Der Fall war erledigt.

Und Capoa hätte ihn nicht besser lösen können.

Daß La Zanuga zur gleichen Minute vor einer zweiten Krankenschwester stand, die einem Patienten Blut aus den Adern gesaugt hatte, konnte er nicht wissen.

Er konnte vieles nicht wissen.

Vor allem nicht, welche Zahl von bösen Überraschungen noch auf ihn wartete.

***

Professor Zamorra wußte um diese Stunde auch noch nicht genau, wie er bei der Suche nach dem Vampir vorgehen sollte.

Noch im Flugzeug machte er ein paar provisorische Pläne. Aber zunächst würde er sich bis zu der Stelle vortasten müssen, die er in seiner Vision vom Vorabend gesehen hatte.

Die Maschine machte Zwischenstation in Madrid.

Ein glücklicher Umstand wollte es, daß hier ein amerikanischer Geschäftsmann zustieg, mit dem Zamorra bald ins Gespräch kam.

Zamorra erfuhr, daß der Fremde bis Lissabon fliegen wollte. Dort hatte er ein Privatflugzeug stehen.

»In dieser Zeit, man muß sein sehr schnell«, sagte der Amerikaner in einem scheußlichen Französisch. Zamorra, der das Englische fließend sprach, antwortete also in der Landessprache seines neuen Flugnachbarn.

Und der Kaufmann aus Übersee war so dankbar dafür, sich nicht mit Französisch herumquälen zu müssen, daß er dem Professor spontan anbot, ihn in seiner Privatmaschine mit nach Porto zu nehmen.

»Ich habe das Flugzeug gekauft, um beweglich zu sein. Scheuß- lich, die Verbindungen in diesem Land. Ich fliege immer nach Porto, wenn eine der großen Wein-Auktionen ist. Kaufe den Portwein nur hektoliterweise. Da kann eine halbe Stunde Verspätung oft viel Geld kosten.«

So kam Professor Zamorra in die glückliche Lage, die Stadt Porto ebenso schnell zu erreichen.

Landung in Lissabon. Hinüber zum Privatflughafen.

Dann brachte die zweimotorige Cessna den Amerikaner und Zamorra in wenigen Stunden nach Porto.

Gegen Mittag wurde dem Kapitän Idor Capoa ein Besucher aus Frankreich gemeldet.

Der Polizeibeamte ließ Zamorra Platz nehmen.

»Was kann ich für Sie tun, Señor?«
»Ich suche ein bestimmtes Krankenhaus, von dem ich vermute, daß es in dieser Stadt oder ganz in der Nähe sein muß.«
»Und was soll in diesem Krankenhaus geschehen sein?« erkundigte sich der Kapitän der Mordkommission.
»Dort hat es, so unglaublich das in unseren Tagen klingt, einen Fall von Vampirismus gegeben. Ich bin hier, um dieses gräßliche Verbrechen aufzuklären.«
Der Kapitän winkte ab.
»Ist alles aufgeklärt, Señor. Wir haben den Vampir gefaßt. Vor mehr als vierzehn Tagen schon.«
Da horchte zunächst Zamorra auf. »Vor vierzehn Tagen?«
»Si, Señor. Mit Hilfe einer Zigeunerin. La Zanuga heißt sie. Sie hat den Vampir aufgespürt. Es handelte sich um eine Krankenschwester.«
Zamorras Stimme wurde eindringlich.
»Kapitän«, sagte er langsam und betonte jede Silbe. »Der Fall, von dem ich spreche, hat sich gestern ereignet. Am späten Nachmittag.«
Nun war die Reihe an Idor Capoa, aufzuhorchen.
»Gestern? Meinen Sie, das ist ein neuer Fall?«
»Mit Sicherheit«, antwortete der Professor. »Ich habe von dem ersten Fall nichts gewußt, von dem Sie mir eben berichteten. Aber ich habe gestern gesehen, wie ein junges Mädchen einem Kranken das Blut und das Leben aus dem Leib gesogen hat.«
Da standen dem Kapitän die Haare zu Berge!
Der Kapitän Idor Capoa war alles andere als ein ängstlicher Mann.
Ihm konnte man nicht so leicht einen Schrecken einjagen.
Aber die Vorstellung, daß der neue teuflische Akt eines Vampirs von diesem Gegenüber, seinem Besucher, beobachtet worden war, überstieg sein Fassungsvermögen.
Er sprang erregt von seinem Sessel auf.
Er war klein, der gute Capoa. Keine hundertsechzig Zentimeter groß. Aber er war flink und behende wie ein Wiesel. Besonders, wenn er einen neuen Fall zu bearbeiten hatte. Da war er unermüdlich.
Seine Fragen sprudelte er nur so heraus. Zamorra fand keine Zeit, eine davon zu beantworten, weil der Kapitän inzwischen die drei nächsten auf ihn abschoß.
»Sie haben das gesehen, Señor? Aber wieso fragen Sie dann nach dem Krankenhaus? Wo ist es gewesen? Wie heißt der Patient? Und wer ist die Schwester, bitte? Wie ist ihr Name? Wo kann ich sie finden? Haben Sie ihre Spur verfolgt?«
Ganz aufgeregt hatte sich Capoa bei diesen Fragen dicht vor dem Professor aufgebaut.
»Ich war nicht am Tatort«, sagte Zamorra gedehnt.
»Wie? Was? Sie waren nicht am Tatort? Aber wie haben Sie dann

alles beobachten können?«
»Ich bin Franzose«, sagte Zamorra. »Sie werden es an meinem Akzent gehört haben. Und so ganz astrein ist mein Portugiesisch ja auch nicht mehr. Ich habe zu selten Gelegenheit, es zu sprechen.«
»Sie sprechen es ausgezeichnet«, mußte Idor Capoa den Professor loben. Aber es war mehr aus Verlegenheit gesagt.
Was sollte er mit dieser Aussage des Fremden anfangen? Er hatte alles gesehen? Und er war dennoch nicht am Tatort gewesen?
»Bitte, Señor«, sagte er. »Bitte erklären Sie ganz genau, was Sie gesehen haben, wann und wo.«
»Gestern, am späten Nachmittag, wie ich Ihnen sagte, Kapitän. Und zwar in meinem Schloß. Ich bewohne das romantische Château de Montagne, im Tal der Loire. Es ist aus dem Erbe meiner Väter. Wie dieses Amulett hier, das mir im Kampf gegen die Dämonen in aller Welt hilft. Gestern nachmittag war ich noch in Frankreich. Ich habe das junge Mädchen gesehen und den Kranken. Und das weiße Krankenhaus. Und die Frau, die Sie vorhin La Zanuga nannten. Sie hat nur ein Auge, nicht wahr?«
Sprachlos starrte Capoa auf seinen Besucher.
»Ja«, sagte er dann mit schwacher Stimme. »Sie hat nur ein Auge.«
»Ich habe sie gesehen, aber ich kannte natürlich ihren Namen nicht. Und sie war es, die im ersten Fall den jungen Vampir gefunden hat?«
»Si, Señor, so war es«, sagte Capoa.
»Dann müssen wir sie aufsuchen. Es scheint in Ihrer Gegend plötzlich mehrere Krankenschwestern zu geben, die plötzlich dämonische Neigungen zeigen.«
Capoa antworte nicht. Was hatte der Mann da vor ihm alles beobachtet, ohne am Tatort gewesen zu sein?
Der Kapitän überlegte. Château de Montagne. Kampf gegen Dämonen. Sollte dieser Mann da… Er unterbrach sich in seinen Gedanken.
»Sind Sie… sind Sie Professor Zamorra?« fragte er dann rundheraus.
»Ja, ich bin Zamorra«, sagte der Professor. In diesem Augenblick läutete das Telefon auf dem Schreibtisch des Beamten. Capoa nahm ab. »Hier Mordkommission Porto, Kapitän Capoa. Was? Wie bitte? Wie ist Ihr Name, Señor?«
Der Anrufer gab sich als Doktor Francesco Menao aus.
Und er gab einen Bericht durch, der so unheimlich war, daß der Kapitän Idor Capoa innerhalb von Sekunden kreidebleich wurde.

***

Inzwischen war La Zanuga, die Zigeunerin, darum bemüht, das weiße Mädchen wieder aufzurichten und in einen neuen, wilden Tanz zu zwingen.

»Steh auf, Mädchen«, rief die Einäugige. Ihr Auge war wie das eines Zyklopen. Die dunklen roten Ränder gaben ihm einen gespenstischen Ausdruck.

»Steh auf, Mädchen«, rief La Zanuga wieder aus. Das Mädchen stöhnte und erhob sich langsam.

»Nun dreh dich, Marghita«, rief die Zigeunerin. »So ist doch dein Name?«

Das Mädchen nickte und wollte sich die Ohren zuhalten, als die Zigeunerin begann, einen hektischen Tanz auf ihrer Geige zu intonieren.

»Dreh dich, Marghita«, rief die Alte und ließ den Fidelbogen immer schneller über die Saiten springen.

Und die Füße des Mädchens wurden mit den Bewegungen des Geigenbogens ebenfalls schneller.

»Hast Blut getrunken von dem alten Mann«, krächzte die Stimme La Zanugas. »Hast altes Blut in dir. Hast süßes, junges Blut in dir. Hat dir geschmeckt das Blut vom alten Mann, nicht wahr?«

»Ich weiß es nicht«, stöhnte das Mädchen und drehte sich weiter im Tanz. Die Melodie der Zigeunerin hatte etwas Zwingendes, dem sich das junge Mädchen nicht entziehen konnte. Sie drehte sich, sie kreiselte auf der Stelle, und ihre Bewegungen wurden immer wilder und ekstatischer.

Heiß glühten die Wangen des Mädchens Marghita. Die junge Krankenschwester wußte nicht, wen sie vor sich hatte. Sie spürte nur, wie die Melodie ihr quälend ins Blut drang, sie im Wirbel herumriß und immer neue Kreise drehen ließ. Das Kleid flatterte im Wind.

Das Feuer war vollkommen verloschen. Aber die Hitze des Tanzes machte das Mädchen glauben, daß sie noch immer vor der Flammenwand stand und sich drehte, und wieder starr war, und wieder in neue Wirbel von Musik und Bewegung gerissen wurde.

Nein, Marghita wußte nicht, was sie getan hatte. Sie hatte nur diese zwingenden Melodien der alten Zigeunerin im Ohr und im Blut.

Und tanzte weiter, bis sie vor Schwäche fast umfiel.

»Gut, Mädchen«, krächzte die Zigeunerin wieder. »Gut, Mädchen Marghita. Hast Blut getrunken. Hast La Zanugas Lied gehört. Hörst jetzt das Lied vom Teufelsauge, mit dem die alte Zigeunerin schon vor hundert Jahren die Vampire von Ibiza getötet hat. Meinst wohl, La Zanuga ist noch nicht so alt? Zanuga weiß selbst nicht, wieviel Jahre sie schon lebt. Sind mehr als hundert Jahre, viel mehr. Nun tanz, Mädchen tanz. Ich treibe dir die Blutlust aus. Wirst stampfen den Takt wie La Zanuga. Wirst es dröhnen hören in deinen Ohren. Hörst du es dröhnen?«

»Ja«, sagte das Mädchen atemlos von der Anstrengung ihrer wirbelnden Bewegungen.

Und die Alte trieb sie zu immer höherem Tempo an.

Der Fidelbogen huschte über die Saiten, kratzte die harten Därme an, ließ das Holz der Geige abwechselnd weinen und lachen, jauchzen und kreischen.

»Spürst den Takt in den Beinen, Marghita?« fragte die Alte.

»Ja«, sagte das Mädchen.

»Spür nur weiter, Mädchen!« schrie die Alte. »Wirst den Takt hö- ren in den Beinen und deinen Füßen. Wirst das Lied hören in deinen Ohren. Sollst es hören und spüren mit deinem ganzen Leib, bis dein Körper nur noch Schwäche und Schweiß ist. Das treibt dir die Blutlust aus. Wirst stampfen und singen, sollst jammern und dich drehen, bis dir das Blut aus den Schuhen tropft. Hast Blut getrunken und wirst nie wieder Blut trinken, denn La Zanuga treibt es dir aus, Mädchen. Gegen die Zigeunerin hast du keine Macht. Gegen sie nicht, und nicht gegen ihr Lied vom Teufelsauge. Dreh dich, Marghita. Dreh dich, du hast nicht viel Zeit. Das Blut muß heraus aus deinen Adern. Das Blut des fremden Mannes, das du getrunken und in dir hast.«

Es dauerte nicht mehr lange, bis Marghita vollkommen erschöpft war. Sie sah nach oben, und der Himmel drehte sich mit ihr.

Sie sah auf den Erdboden, und unter ihr drehte sich mit ihren Bewegungen die Erde.

Die ganze Welt schien zu treiben und zu kreiseln. Und in Marghitas Ohren begann der Schmerz zu hämmern. Der Schmerz über diese Peinigung aus Zigeunerworten und dieser unaufhörlichen Melodie, wie das Mädchen niemals eine unheimlichere gehört hatte.

Dann brach das Mädchen zusammen.

La Zanuga langte in die tiefe Tasche ihres langen, schwingenden Rocks aus grobem Leinen. Sie brachte eine Flasche zum Vorschein.

Eine Tinktur war darin, wie nur die Alte und ihre Sippe sie kannten.

Dann trat die Alte zu dem Mädchen hin und beugte sich zu ihm hinunter.

»Trink, Mädchen«, sagte sie und hielt Marghita die Flüssigkeit in der Flasche hin.

»Was… was ist das?« fragte Marghita.

»Ist guter Saft fürs Leben, Mädchen. Ist neue Kraft. Hast Blut getrunken, hast es herausgetanzt. Hast selber junges, süßes Blut. Mußt dein Blut jung halten, Mädchen. Mußt trinken, was in der Flasche ist. Trinkst Leben und Stärke und Mut. Hast Lust und Liebe in dir. Bist jung und mußt gutes Blut haben. Trink, Mädchen.«

Wie vorher, bei der Melodie des unheimlichen Liedes, das sie zum Tanzen gezwungen hatte, hatten auch jetzt die Worte der Zigeunerin etwas ungewöhnliches Herrisches.

Marghita konnte den Trunk nicht abweisen.

Sie nahm der Alten die Flasche aus der Hand und trank. Die

Flüssigkeit schmeckte sogar sehr angenehm. Es war ein Geschmack von Minze darin, verbunden mit dem herben Geruch von Wurzeln und kräftigen Kräutern.

Während das Mädchen trank, begann die Alte ihrerseits einen Tanz. Es war aber mehr ein leichtes Wiegen, hin und her, eine Art von leichtem Freudentaumel.

Tanzte die Alte, weil sie den Vampir in dem Mädchen besiegt hatte?

Das wußte zu dieser Stunde nur La Zanuga selbst.

Die Alte starrte mit ihrem unheimlichen Auge auf das Mädchen.

Dann hob sie ihre schweren Röcke und ging in einen wilderen Tanz über. Ihre bloßen Füße stampften den Takt auf dem moosigen Boden zwischen den verwitterten Korkeichen, die an dieser Stelle des Waldes eine kleine Lichtung bildeten.

Bei diesem schnelleren Tanz stieß die Zigeunerin alte Beschwörungsformeln aus, die niemand verstanden hätte.

Marghita, der die Sinne zu schwinden drohten, fühlte sich wie in den Zauberhöhlen aller Magier aus Indien und Babylon versetzt.

»Mußt trinken Mädchen«, schrie die Alte und stampfte den Takt.

Und Marghita nahm noch einen Schluck von der seltsamen Essenz.

»Heischa, Xaxa, Milliptis!« schrie die Alte wie wild. »Ich habe den Vampir! Er hat getrunken, und er hat getötet. Und der Vampir wird sterben! Heischa, Yaya, Wischa, Xaxa!«

Und sang wieder und tanzte, und ihre Röcke flogen, und ihre schwarze Mähne wehte wie die eines dahinbrausenden Wildpferdes.

»Heischa, Mädchen! Die Geister kommen! Trink aus, denn es ist dein letzter Trunk. Ich hör schon die Freunde. Sie kommen alle. Herbei, Xaxa, kommt alle, ihr Geister. Heran mit euch, Hubub und Miktik, Babal und Jirna, Boblek und Kimtu. Her, ihr Geister aus allen Höllen der Erde! Holt euch das Mädchen, das Blut getrunken! Her mit euch, Hascha und Heischa, nehmt ihr das Leben! Tanzt mit mir, singt mit der alten Zanuga! Holt das Leben von der, die sich ein Leben geholt!«

Wild gestikulierte die Alte bei diesen Worten, zu denen sie weiter den Takt mit ihren Füßen schlug.

Dann sah sie auf das Mädchen Marghita.

Das Mädchen schlief.

»Gut, ihr Höllengeister!« rief die Zigeunerin. »Habt mir Gewalt gegeben über sie. Habt ihr den Schlaf gegeben mit meinen Kräutern. Nehmt sie euch wieder, wenn der Tote gerächt ist. Holt sie euch, wenn der Mond aufgeht. Nehmt sie ins Schattenreich, wenn ihr sie findet, mit zerbrochenen Gliedern, unten, neben den Klippen am Fluß.«

La Zanuga setzte zu einem lallenden Gesang an, der ein Opferlied sein sollte, aber wie das Heulen eines Hundes klang.

Ein langgezogenes Heulen in der Stille der weiten Wälder über dem Flusse Douro, wo es sonst so friedlich war.

Dann ging die Alte langsam auf das reglose Mädchen am Erdboden zu. Mit einem einzigen Ruck ihrer kräftigen Arme riß sie Marghita hoch und starrte ihr ins Gesicht.

Zwei angstvolle Augen sahen dem blutunterlaufenen Auge, der Zigeunerin entgegen. Zwei Augen, hypnotisiert unter dem Blick La Zanugas. Wie das Kaninchen im Angesicht der beutegierigen Schlange.

Die Alte lud sich das Mädchen auf die Schultern und ging davon, auf den Fluß zu, der unter ihr zwischen den Felsen vorbeirauschte.

Das war zur gleichen Sekunde, als in der Polizeipräfektur zu Porto das Telefon läutete und Kapitän Capoa den erregten Bericht Doktor Menaos hörte.

***

»Und wo liegt Ihr Hospital?« fragte Idor Capoa mit Spannung.

»In der kleinen Stadt Vila Tangil«, gab Doktor Menao Auskunft.

»Wo ist das genau?«

»Von Porto aus in Richtung der Heilquellen von Aregos. Etwa auf halbem Wege, wenn Sie die Straße kennen.«

»Es gibt zwei Straßen, Doktor. Eine führt durch die Eichenwälder, und…«

»Ja, die ist es. Sie kommen nach etwa dreißig Kilometern in die Stadt Vila Tangil.«

»Gut, Doktor. Ich bin in einer Stunde bei Ihnen. Nur noch ein paar Angaben. Wie heißt der Tote?«

»Mandes. Enrique Mandes.«

»Und Sie sind sicher, daß er nicht eines natürlichen Todes gestorben ist?«

»Ganz sicher, Capitano. Wir haben den Fall mit vier Ärzten überprüft. Der Mann war fast geheilt und sollte bald entlassen werden. Die Bißwunden waren eindeutig. Und es ist merkwürdig, daß unsere Lernschwester heute früh nicht zum Dienst erschienen ist. Sie ist sonst pünktlich. Auch wohnt sie nur ein paar Häuser vom Hospital entfernt. Wir haben uns gleich nach ihr erkundigt. Aber sie ist nach ihrem gestrigen Dienst im Hospital nicht zu Hause gewesen.«

»Der Name der Schwester?«

»Schwester Marghita.«

»Nachname?«

»Golvez. Marghita Golvez.«

»Gut, Doktor. Bitte lassen Sie alles in dem Zustand, wie Sie es vorgefunden haben, bis wir bei Ihnen sind.«

»Auch die Leiche?«

»Natürlich auch den Toten. Geben Sie Ihrem Personal strikte Anweisungen.«

***

Professor Zamorra sagte sofort zu, als der Capitano ihn fragte, ob er ihn nach Vila Tangil begleiten wolle.

Für portugiesische Verhältnisse war die Straße, die in Richtung Nordosten führte, in recht gutem Zustand.

Nur hin und wieder tauchten kleine Hindernisse auf. Schlaglöcher, die seit Jahren nicht mehr ausgebessert worden waren. Und wie sie der Autotourist aus vielen Gegenden in Spanien kannte.

Dann wieder zwangen Felsbrocken, die der Regen aus den Bergen auf die Straße geschwemmt hatte, den Kapitän und seinen Beifahrer zum Aussteigen. Mit vereinten Kräften räumten sie die Hindernisse aus dem Weg.

Nach knapp einer Stunde erreichten sie ihr Ziel.

Zamorra streckte eine Hand aus und wies auf ein langgezogenes, weiß getünchtes Gebäude.

»Da drüben«, sagte er zu Idor Capoa. »Das muß das Krankenhaus sein.«

Der Kapitän schüttelte verständnislos den Kopf.

»Sind Sie sicher?« fragte er ungläubig.

»Ganz sicher«, gab Zamorra zurück. »Ich habe das Gebäude ja ganz deutlich sehen können.«

»Von Frankreich aus«, betonte Capoa.

»Natürlich«, meinte Zamorra knapp.

Der Kapitän konnte sich beim besten Willen nicht erklären, wie eine derartige übernatürliche Verbindung zustande kommen konnte.

Aber das war wohl überhaupt die Erklärung für alle überirdischen Erscheinungen. Sie grenzten ans Wunderbare, und sie waren mit herkömmlichen wissenschaftlichen Mitteln eben nicht zu erklären.

Wer nicht selbst etwas von solchen medialen oder intermedialen Eigenschaften hatte, sollte sich da einfach vor gegebene Tatsachen stellen lassen.

Kapitän Capoas Respekt vor den Fähigkeiten und der Persönlichkeit Zamorras war seit den ersten Berichten, die er über ihn gehört hatte, niemals klein gewesen.

Aber in den nächsten Stunden und Tagen sollte er noch beträchtlich zunehmen.

Die beiden Männer verließen den Wagen und gingen auf das Hospital zu.

»Capitano?« fragte eine Schwester am Eingang.

»Si«, sagte der Polizeibeamte. »Ich bin Capitano Idor Capoa. Wenn Sie mich zu Ihrem Chefarzt führen wollen?«

»Doktor Menao erwartet Sie im Ordinationszimmer. Bitte hier entlang.«

Zamorra folgte der Schwester an Capoas Seite über einen langgezogenen Flur.

Dann standen sie im Sprechzimmer des Chefarztes.

Dr. Francesco Menao machte einen sympathischen wie sicheren Eindruck. Seine ganze Erscheinung ließ gleich beim ersten Blick auf einen bedachten, sachlichen und nüchternen Verstand schließen.

Das bestätigte sich, als der Chefarzt seinen Bericht gab, nachdem er die beiden Besucher zum Sitzen eingeladen hatte.

»Bitte schildern Sie den Vorgang mit allen Details«, bat Kapitän Capoa. »Geben Sie mir auch die Kleinigkeiten bekannt, die Ihnen anfangs vielleicht überflüssig erscheinen.«

»Ich muß zugeben, Señores, daß wir den Fall erst zu spät entdeckt haben.«

»Wie meinen Sie das, Doktor?« fragte Zamorra schnell. »Sie werden sich doch nicht den Selbstvorwurf machen, nachlässig gehandelt zu haben? Oder meinen Sie, daß Sie oder jemand von Ihrem Personal den Vampir bei seiner grausigen Tat hätte überraschen müssen?«

»Natürlich nicht«, sagte der Chefarzt mit einem Lächeln, das ein wenig bitter war. »Aber wir sind, sagen wir einmal, vielleicht doch ein wenig nachlässig gewesen. Sehen Sie: die Tat muß gestern geschehen sein. Am späten Nachmittag oder in den frühen Abendstunden. Da ist es also ganz natürlich, wenn die Schwester, die ihre Kontrollgänge durch die Krankenzimmer macht, zunächst keinen Verdacht schöpft. Enrique Mandes, das Opfer, war aber längst tot, als die letzten Kontrollgänge des Abends gemacht wurden.«

»Es ist doch ganz verständlich, wenn die diensttuende Schwester den Mann für schlafend hielt, Doktor.«

»Das schon«, gab der Chefarzt zu. »Aber wenn der Patient bei jedem dieser Kontrollgänge immer die gleiche Lage einnimmt, muß das doch Verdacht erregen. Jedenfalls ist weder den Schwestern noch mir etwas aufgefallen. Auch heute früh nicht, bei der Morgenvisite. Da der Kranke der Ruhe bedurfte, meinten wir, ihn weiterschlafen zu lassen.«

»Und wann haben Sie entdeckt, daß er tot ist?«

»Erst zwei Stunden nach der Morgenvisite. Da kam eine der Schwestern wehklagend angelaufen und berichtete mir, daß Señor Mandes tot sei.«

»Wie haben Sie darauf reagiert?«

»Es war fürchterlich, Capitano. Zunächst habe ich an meinen ärztlichen Fähigkeiten gezweifelt. Señor Mandes war auf dem besten Wege gesundheitlicher Besserung. Wir rechneten alle damit, ihn in wenigen Tagen entlassen zu können. Ich mußte also zunächst annehmen, daß ich bei den letzten Untersuchungen nachlässig gewesen sein mußte und etwas übersehen hatte. Meine erste Untersuchung nach der Todesmeldung bestätigte das.«

»Inwiefern?« fragte Zamorra schnell.

»Ich konnte die Todesursache nicht feststellen. Es gab keinen Zweifel,

daß das Herz stillstand. Aber es war ausgeschlossen, daß der Mann einem Herzschlag erlegen war.«

»Und welche Ursache nahmen Sie dann an?« fragte der Kapitän.

»Das wußte ich selbst nicht, Señor Capitano.«

»Und dann?«

»Dann kam die schreckliche Überraschung. Als wir den Toten aufbahrten. Da erkannten wir die Bißwunden in seinem Nacken.«

»Wieviel Zeit ist verstrichen, bis Sie mir telefonisch Meldung davon machten?« fragte Idor Capoa.

Der Chefarzt überlegte kurz. »Etwa eine halbe Stunde, Capitano.«

»Und warum so lange?«

»Wir haben alles daran gesetzt, durch mehrere gründliche Untersuchungen an dem Toten jeden Zweifel auszuschließen.«

»Sie meinen«, warf Zamorra ein, »Sie meinen jeden Zweifel, daß es sich um einen Akt von Vampirismus handelt?«

»Si«, gab der Chefarzt zur Antwort. »Sie verstehen, daß niemand von uns daran glauben wollte. Aber nach den Untersuchungen gab es keinen Zweifel mehr für uns. Hier ist ein Vampir am Werke gewesen.«

»Oder eine Vampirin«, gab Zamorra zu bedenken. »Eine sehr junge, eine außergewöhnliche junge Vampirin sogar.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Dr. Menao.

»Würden Sie die verschwundene Schwester Marghita Golvez mit dem Fall in Verbindung bringen?« fragte Zamorra gespannt.

Der Chefarzt sah ihn entsetzt an.

»Wie kommen Sie darauf, Señor? Nein, das ist ganz unmöglich. Die Señorita ist zwar erst ein halbes Jahr bei uns im Dienst. Aber ich kenne sie sehr genau, darf ich sagen. Sie ist ein ruhiges und feines junges Mädchen. Nein, Señores. Der Gedanke, daß dieses Mädchen der Vampir ist, ist völlig absurd.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Zamorra. »Hören Sie, Doktor: ich habe gestern abend, auf meinem Schloß in Frankreich, die Vision einer bluttrinkenden jungen Schwester gehabt. Ich habe gesehen, wie sie sich über Ihren Patienten beugte. Ich habe sie aus dem Haus gehen sehen. Ich konnte ihren Weg bis in die Wälder in der Umgebung hier verfolgen.«

»Wie ist denn das möglich?« fragte der Arzt ganz betroffen und verwirrt.

Kapitän Menao übernahm die Aufgabe, den Chefarzt über die übersinnlichen Fähigkeiten Professor Zamorras aufzuklären. Er erzählte ihm von einigen der aufsehenerregendsten Fälle, die Zamorra mit Hilfe seiner übernatürlichen Kräfte gelöst hatte. Auch erwähnte er die unbeschreiblichen Zauberkräfte, die von Zamorras Amulett ausgingen.

»Ich muß es glauben, obwohl es unglaublich erscheint«, sagte der

Arzt schließlich.
»Seltsam ist nur der Umstand, daß schon vor Wochen ein Kranker in einem anderen Hospital von einem Vampir umgebracht wurde«, sagte Zamorra nachdenklich.
»Ich habe davon gehört«, meinte Dr. Menao. »Meinen Sie, daß zwischen diesen beiden Fällen ein Zusammenhang besteht?«
»Das weiß ich noch nicht mit Sicherheit«, sagte Zamorra. »Ich ahne aber, daß es einen gibt. Zumindest fällt doch zunächst auf, daß beide Opfer in einem Krankenhaus umgebracht wurden. Und jedesmal, wie es scheint, von einer Krankenschwester. Es ist höchst verwunderlich, daß ausgerechnet ein Mitglied des Personals der Vampir sein sollte.«
»Denken Sie auch an La Zanuga«, warf Kapitän Capoa ein. »Sie hat die erste Vampirin gestellt und unschädlich gemacht.«
»Das ist richtig«, sagte Zamorra. »Aber das gibt uns noch keine Antwort auf unsere erste Frage. Warum traten die Vampire in Krankenhäusern auf?«
»Diese Antwort wird noch etwas auf sich warten lassen«, sagte der Chefarzt. Und der Kapitän nickte zustimmend.
In diesem Augenblick läutete das Telefon.
Dr. Menao hätte nicht sagen können, was der Grund für seine böse Vorahnung war.
Aber sie wurde ihm bestätigt, als er den Hörer abgenommen hatte.
Er meldete sich. Dann vergingen nur wenige Sekunden.
»Ich komme«, sagte er nur und erhob sich.
Zamorra und Kapitän Capoa sahen ihn fragend an.
»Ich wäre den Señores dankbar, wenn Sie mir folgen würden«, sagte er fast tonlos.
»Was ist denn geschehen?« fragten Zamorra und der Beamte wie aus einem Mund.
»Man hat Señorita Golvez gefunden.«
»Tot?« kam Professor Zamorras Stimme.
»Mehr als tot«, sagte der Chefarzt darauf. »Vollkommen zerschmettert. Man hat sie unten vor dem Flußufer gefunden. Sie muß vom Felsen gestürzt sein, der hier im Volksmund ›Die Klippe der Dämonen‹ genannt wird.«
»Fahren wir«, sagte Zamorra schnell und war schon draußen auf dem Flur des Hospitals.
Er saß bereits im Wagen, als Idor Capoa nachkam.
Und hinter diesem erschien Dr. Menao mit einer Krankenschwester und stieg eilends in einen Krankenwagen.

***

Die Leiche war kaum zu identifizieren. Hätte das junge Mädchen nicht in der gleichen Kleidung wie am Vortag gesteckt, so wäre es für

den Chefarzt sehr schwer gewesen, an diesem erbarmungswürdigen toten Bündel aus Blut und Brüchen und Hautabschürfungen seine Lernschwester Marghita Golvez zu erkennen.

»Ist dies die Schwester?« fragte Zamorra.

Der Chefarzt nickte und war für Sekunden unfähig zu sprechen.

»Es besteht kein Zweifel«, sagte er dann. »Das Gesicht ist durch den Sturz und den Aufprall derartig entstellt, daß eine Identifikation fast unmöglich wäre. Aber ich erkenne an dem Kleid, den Schuhen und auch an dem dunklen Haar genau, daß es sich um Schwester Marghita handelt.«

»Ein Unfall?« fragte Zamorra. Er glaubte selbst nicht daran.

Die Antwort des Arztes gab ihm recht.

»Nein, Señor«, sagte Dr. Menao. »Das Mädchen wäre nie so unvorsichtig, an dieser Stelle in die Felswand einzusteigen.«

»Also ist sie heruntergestürzt worden«, meinte Kapitän Capoa.

Der Chefarzt nickte stumm. Zwecklos, hier ein einziges Wort des Kommentars zu geben. Genauso sinnlos war es, eine medizinische Untersuchung vorzunehmen. Es gab keinen Zweifel, daß das Mädchen tot war. Hier kam jede Hilfe zu spät.

Zamorras Blick ging an dem Felsen entlang. Die vorstehende und stark zerklüftete steinerne Wand mußte hier achtzig, wenn nicht sogar neunzig Meter hoch sein.

Wer von dort oben auf die Straße herunterstürzte…

Nein, es bedürfte wirklich keines Kommentars.

»Wie komme ich hier hinauf?« fragte Zamorra.

»Überhaupt nicht«, warnte Dr. Menao. »Wenn Sie es versuchen sollten, sind Sie in spätestens einer Minute so tot wie dieses Mädchen hier.«

»Und es gibt überhaupt keinen Zugang zur Spitze des Felsens?«

»Doch«, gab Dr. Menao zur Antwort.

»Und wo ist das?« fragte Zamorra schnell. Er hatte eine erste dumpfe Ahnung. Aber er wollte den anderen von seinem Verdacht noch nichts mitteilen.

Die Schwester, die in Begleitung des Chefarztes war, drehte sich um, damit sie die grausam verstümmelte Leiche ihrer toten Kollegin nicht ansehen mußte.

Dr. Menao legte einen Arm um sie und führte sie zum Krankenwagen zurück.

»Bitte, Señores, helfen Sie mir, die Tote in den Wagen zu bringen.«

Zamorra und der Kapitän faßten sofort mit an.

»Ich werde zurückfahren, Capitano. Oder brauchen Sie mich noch?«

»Nein, Doktor«, war die Antwort. »Falls sich neue Fragen ergeben, komme ich noch einmal zurück. Oder ich rufe Sie von Porto aus an.«

»Danke, Capitano. Auf Wiedersehen.«

»Halt!« rief Kapitän Idor Capoa. »Bitte eines noch. Wo finden wir die Stelle, von der aus wir in den Felsen einsteigen können?«
»Das ist keine zwei Kilometer von hier. In der Richtung, aus der Sie gekommen sind. Sie können sie gar nicht verfehlen, denn vor dem Einstiegspfad ist eine Art Vorplateau, den Touristen gern als Parkplatz benutzen. Außerdem steht dort eine Reihe von Zwergpinien. Aber ich warne Sie, Señores. Der Aufstieg ist auch dort noch sehr gefährlich.«
»Wir werden uns vorsehen«, sagte Zamorra. »Aber wenn Sie sagen, daß es auch dort noch Gefahren in sich birgt, dann könnte Señorita Golvez dennoch abgestürzt sein.«
»Nein, Señor. Das ist ganz unmöglich. Früher einmal hatten wir jährlich mehrere Unfälle zu beklagen. Aus diesem Grunde hat die Verwaltung rund um die obere Wand der Felsen befestigte Zäune anbringen lassen. Die sind so dicht, daß nicht einmal ein Hase durchschlüpfen könnte.«
»Danke, Doktor. Wir werden uns einmal umsehen.«

***

So schnell es die Straße zuließ, lenkte Kapitän Capoa den Polizeiwagen auf die angegebene Stelle zu. Nach drei Minuten hatten sie das kleine Plateau erreicht.
»Hier muß es sein«, sagte er zu Professor Zamorra, und dieser nickte kurz.
»Wollen wir den Aufstieg wagen?« wollte Idor Capoa wissen. Und wiederum nickte der Professor stumm.
Dann machten sie sich schweigend an den beschwerlichen Aufstieg.
Bei jedem Schritt auf dem schmalen Trampelpfad mußten sie prüfen, ob der Boden unter ihnen nicht nachgab, wenn sie den Fuß darauf setzten. Wohl sah der Pfad wie ein fester, steiniger Weg aus.
Aber dieser Anblick täuschte.
Der Felsen war hier nicht aus einem Stück. Regengüsse hatten Erde und Felsbrocken ausgeschwemmt.
Kleine Rinnsale von Wasser, die bei Regengüssen zu Sturzbächen wurden, hatten Teile des sandigen Weges ausgehöhlt und tückisch gefährlich gemacht.
Bei manchem Schritt auf Pflanzen oder größere Steine gaben diese plötzlich nach, und der Weg zeigte klaffende Risse. Polternd stürzte eine Reihe von diesen Steinen ins Tal.
»Ich kann mir nicht vorstellen, daß Marghita Golvez diesen gefährlichen Weg gewählt hat,« sagte Zamorra, als die beiden Männer die Hälfte der ansteigenden Wegstrecke hinter sich hatten.
»Ich auch nicht«, meinte Kapitän Capoa. »Hier würde sich niemals ein junges Mädchen hinaufwagen. Es muß einen zweiten, ebeneren Weg geben. Ich nehme an, daß er von der anderen Seite, von den

Eichenwäldern her, an die Felsen heranführt.«

»Wahrscheinlich«, sagte Zamorra. »Aber warum sollte Señorita Golvez selbst diesen etwas leichteren Weg nehmen?«

Der Kapitän zuckte mit den Schultern. Aber er hatte den gleichen Gedanken wie Professor Zamorra.

Nach einer weiteren Viertelstunde hatten sie den Kamm der Felsen erreicht.

Die beiden Männer sahen bestätigt, was Dr. Menao ihnen erklärt hatte. Das gesamte Felsenmassiv war zur abstürzenden Seite, nämlich zur Straße hin, vollkommen abgesichert. Hier war kein Absturz möglich. Ein großer Eisenzaun, mit dichtem, engmaschigem Drahtgeflecht versehen, verhinderte, daß ein Mensch auf die steile, abschüssige Seite der Felsenwand gelangen konnte. An einen Unfall war also nicht zu denken.

Da fiel Professor Zamorras Blick auf eine Stelle in dem Drahtgeflecht, die ihm sofort verdächtig vorkam.

»Sehen Sie, Kapitän«, sagte er. »Was ist das für eine dunkle Stelle im Zaun? Dort ist der Draht viel dunkler und dichter als überall.«

Jetzt bemerkte auch Capoa die dunkle Verfärbung an dieser Stelle.

»Sie haben recht, Professor. Lassen Sie uns das sofort untersuchen.«

Die Lösung des Rätsels ließ nicht lange auf sich warten. Capoa eilte dem Professor voraus.

Zamorra sah, wie der Beamte sich vor der angegebenen Stelle hinkniete und sich an dem Drahtnetz zu schaffen machte. Sofort war er neben ihm. Und er brauchte die Erklärung Capoas nicht, um den Grund für diese merkwürdige Veränderung im Drahtgeflecht zu wissen.

Mit flinken Händen löste Capoa einige Drahtstücke, die um die angrenzenden gewickelt worden waren. Als er die dicken Drahtfäden gelöst hatte, gähnte ihm ein Loch entgegen.

Ein Loch, das etwas vierzig mal fünfzig Zentimeter groß war!

Die Erklärung lag auf der Hand.

»Das dürfte ausreichen, um einen Menschen durchzuschieben und ihn die Wand hinunterzustürzen«, sagte Capoa.

Zamorra nickte wieder. »La Zanuga?« fragte er.

»Wer sonst?« stellte Capoa seine Gegenfrage. »Wer könnte Interesse daran haben, das Mädchen hierher zu locken und dann in den Tod zu stürzen? Ich sage Ihnen, Professor, daß die Zigeunerin hier ihren neuen Racheakt vollführt hat. Sie hat die junge Vampirin gestellt und sie ihrem Los entgegen geführt.«

Zamorra sah sich um. Von wo hätte La Zanuga mit dem Mädchen kommen können?

Er trat ein paar Schritte zurück. Dann glaubte er, in dem spärlichen Gras Blutspuren zu sehen. Und Fußspuren.

Er ging ihnen nach. Capoa folgte ihm.

Nach etwa zweihundert Metern begann Zamorra, tief Luft zu holen. Ein unbestimmbarer Geruch trat in seine Nase.

»Was ist?« fragte Capoa.

»Ich weiß nicht recht«, meinte der Professor. »Prüfen Sie doch mal die Luft Da ist ein Geruch drin, der nicht hierher gehört. Nicht in eine Gegend mit Wald und Felsen.«

»Rauch«, sagte Capoa sofort. »Und Rauch bedeutet Feuer. Hier oben hat vor nicht sehr langer Zeit jemand Feuer gemacht.«

Sofort setzten sie ihre Suche fort.

Und bald hatten sie gefunden, wonach sie suchten.

Sie waren an der Feuerstelle von La Zanuga angelangt!

Sie konnten nicht ahnen, unter welchen Qualen das junge Mädchen, von der Zigeunerin angetrieben, hier seinen Todestanz vollzogen hatte.

Aber die Brandspuren waren deutlich. Verkohlte Reste von Zweigen, angesengtes Gras.

Und dann fand Zamorra einen Fetzen von grobem, grauem Leinen.

Er zeigte ihn dem Kapitän.

»La Zanuga«, sagte dieser. »Wenn das nicht von dem breiten Reifrock der Zigeunerin ist, will ich sofort meine Entlassungspapiere haben.«

»Sie sind wirklich sicher, Kapitän?«

»Ganz sicher. Solch grobes Zeug tragen selbst die ärmsten Leute in dieser Gegend nicht mehr.«

»Also ist es sicher, daß La Zanuga die junge Vampirin gerichtet hat.«

»Ja. Professor. Und sie hat ihr Opfer betäubt. Es geht das Gerücht, daß sie das mit Hilfe ihrer Geige erreicht, auf der sie eine ins Blut gehende und zum Wahnsinn treibende Melodie spielt. Dann hat sie ihr Opfer auf die Schulter geladen und…«

»Ich weiß, was Sie meinen«, sagte Zamorra. »Die Fußabdrücke, die wir soeben im Gras sahen, waren sehr tief. Ein Mensch ist aber nicht so schwer, um derartig tiefe Abdrücke zu hinterlassen. Also muß die Zigeunerin sich das Mädchen auf die Schultern geladen haben. Dann hat sie die arme kleine Golvez an den Rand der Felsenwand gebracht, den dichten Maschendraht zerschnitten und das Mädchen hinuntergestürzt.«

»So muß es sich abgespielt haben«, meinte Capoa.

»Und wie erklären Sie sich die zwar winzigen, aber immerhin vorhandenen Blutspuren im Gras?« fragte Zamorra.

Capoa hatte eine einleuchtende Erklärung dafür.

Er zeigte rings auf die Stelle, wo das Feuer gebrannt hatte.

»Das Gras ist überall niedergetreten. Die Zigeunerin hat entweder mit dem Mädchen gerungen, ehe sie es überwältigen konnte. Oder sie hat zu ihrer Melodie einen wilden Tanz aufgeführt. Dann hat sie das

Mädchen gepackt und herumgezerrt, bis es bewußtlos war. Dabei ist das Mädchen dann mit Armen, Kopf oder Beinen gegen einen der umherliegenden Steine gestoßen. Sie sehen, daß hier überall solche Gesteinsbrocken verstreut sind.«

Ja, das klang einleuchtend. Aber Zamorra hatte kein gutes Gefühl bei dem Gedanken, daß eine Erklärung für das Vorhandensein von Blut neben den Fußspuren so leicht zu finden sein sollte.

Die beiden Männer machten sich schweigend an den Abstieg.

Dann fuhren sie mit mäßig hohem Tempo nach Porto zurück.

Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Jeder versuchte, sich seine Theorie über den Ablauf der Dinge zurechtzulegen.

»Sagen Sie, bitte«, brach Zamorra das Schweigen. »Wie war das beim ersten Fall neulich? Sie haben angedeutet, daß La Zanuga das Opfer vor Ihren eigenen Augen über die Klippen in den Atlantik geworfen hat?«

»Si, Professor. Ich war die ganze Zeit dabei und konnte es beobachten. Warum fragen Sie?«

»Ich möchte nur die Möglichkeit ausschalten, daß La Zanugas Opfer bereits vor dem Absturz ins Meer – oder, im Falle Golvez – vor dem Sturz auf die Straße tot war.«

Capoa sah fassungslos auf Zamorra.

»Wie kommen Sie auf diese seltsame Idee? Ich sagte Ihnen doch, daß ich sozusagen die Opferung im ersten Fall mit eigenen Augen miterlebt habe.«

»Ich möchte nur sicher gehen, Kapitän. Warum sollte die Zigeunerin nicht den Wunsch haben, einen Vampir auf andere Weise zu tö- ten? Durch Erwürgen vielleicht? Dann wirft sie die Opfer über die Klippen, und jedermann muß annehmen, daß der Sturz beziehungsweise der Aufschlag den Tod verursacht hat.«

Capoa setzte ein fast mitleidiges Lächeln auf.

»Wir kennen die Zigeunerin«, sagte er. »Sie ist hinter den scheußlichen Vampiren genauso her wie wir von der Polizei. Und fragen Sie die Bewohner hier, fragen Sie durchziehende Zigeuner. Ihre Melodie, das nervenzerreißende ›Teufelsauge‹, ist die alte Weise der Zigeuner, einem Menschen die Blutgier auszutreiben. Nein, Señor, die Alte würden wir unter allen Umständen zu Unrecht verdächtigen.«

»Das beruhigt mich fürs erste«, sagte Zamorra. Er wollte nicht zugeben, daß es ihn in Wahrheit ganz und gar nicht beruhigen konnte.

Vor der Präfektur wollte er sich schon von Capoa verabschieden, als ihm einfiel, daß er ja vom Flughafen per Taxi direkt hierher gefahren war!

Er hatte sein Gepäck noch in Capoas Büro stehen!

Und ein Hotel hatte er auch noch nicht.

»Wo übernachtet man hier, wenn man ein wenig Lebensstil und

Komfort erwarten möchte?« fragte er den Beamten.
Capoa lächelte.
»Es gibt viele kleine und mittlere Hotels in Portugal. Hier und in anderen Städten. Aber da Sie als Franzose nicht nur ein weiches Bett, sondern auch Spezialitäten für den Magen wünschen dürften, kann ich Ihnen nur ein Hotel empfehlen. Gehen Sie ins ›Ambassador‹.«
»Vielen Dank, Capitano. Und wo finde ich das?«
»Sie brauchen es nicht zu finden, Professor. Ich fahre Sie hin.«
Zamorra bedankte sich für diese freundliche Geste des Beamten.
Auf der Fahrt fragte er ihn noch, wie es möglich gewesen sei, daß La Zanuga in beiden Fällen ihr Opfer so schnell hatte finden können.
»Zigeunerblut, Zigeunererbe, Zigeunerweisheit«, sagte Capoa lächelnd. »Und im übrigen verstehe ich Ihre Frage nicht.«
»Wieso?« fragte nun Zamorra erstaunt.
»Sehen Sie, Professor: die Alte spielt ihr Teufelslied hier schon lange. Sie sitzt nur wenige Kilometer vom Tatort entfernt. Wie sollte sie nicht in kurzer Zeit herausfinden, was von wem an welchem Ort getan wurde? Wenn ein Professor in Frankreich beobachten kann, was hier bei uns vorgeht?«
Jetzt verstand Zamorra und gab Capoas Lächeln zurück.
»Sie haben recht, Capitano. Und vielen Dank für die Fahrt. Aber nun möchte ich noch eines wissen. Wo könnte man La Zanuga suchen und finden?«
»Wir suchen sie nicht«, sagte Capoa trocken. »Sie kommt ja immer wieder.«
»Wie?« fragte Zamorra überrascht. »Sie kommt immer wieder? Wie soll ich das verstehen?«
»Sie besucht uns immer, Señor. Einmal in der Woche. Jeden Montag, um genau zu sein.«
»In der Präfektur?«
»Ganz richtig.«
»Und was hat sie da zu suchen?« wollte Zamorra wissen.
»Sie holt sich ihren Branntwein ab. Sieben Flaschen pro Woche. Für jeden Tag eine. Diese Ration wurde auf Beschluß des Magistrats der Stadt Porto freigegeben.«
»Alle Achtung«, sagte Zamorra. »Und für die Branntweinspende der Polizei hilft sie Ihnen, die Vampire zu suchen?«
»Das trifft vollkommen zu«, sagte Capoa und reichte seinem Besucher die Hand zum Abschied. »Sollten Sie Lust haben, die Zigeunerin einmal zu sehen, brauchen Sie nur montags in mein Büro zu kommen. La Zanuga kommt meistens so zwischen neun und zehn Uhr am Vormittag.«
»Ich habe mehr als Lust dazu«, sagte Zamorra. »Hinter der Geschichte ist nämlich noch ein Geheimnis, Capitano. Und ich werde es

herausfinden.«

»Vergebene Müh«, sagte Capoa lachend. »Der Fall ist einwandfrei. Und wenn wir La Zanuga nicht hätten, würden wir noch immer im dunklen tappen. Bis auf Montag, Professor.«

Zamorra trug sich in die Gästeliste des ›Ambassador‹ ein. Er war schon am Lift, als ihm etwas einfiel.

Die Ereignisse der letzten Stunden hatten ihn nicht nur sein Gepäck fast vergessen lassen.

Er ging zur Rezeption zurück.

»Señor?« fragte der Empfangschef dienstfertig.

»Es werden morgen oder übermorgen zwei weitere Gäste hier ankommen. Ein Freund aus Amerika und meine Sekretärin. Kann ich für sie schon zwei Einzelzimmer buchen?«

»Sehr gern, Señor. Auf welche Namen, bitte?«

»Mademoiselle Nicole Duval, das ist meine Sekretärin. Und der Señor ist ein Mister Bill Fleming.«

»Danke, Señor. Und die Herrschaften wissen, daß Señor bei uns abgestiegen sind?«

»Das erfahren sie auf der Präfektur, wie wir es vereinbart haben.«

»Präfektur?« fragte der Empfangschef ziemlich verstört. »Präfektur? Amerikanischer Freund? Sind die Señores vielleicht Kriminalbeamte? Ist einer der Gäste unseres angesehenen Hotels verdächtig?«

»Nein«, sagte Zamorra. »Seien Sie beruhigt. Wir haben nicht die Absicht, in Ihrem Hotel einen Wirbel zu machen. Und jetzt schicken Sie mir bitte eine Flasche französischen Sekt auf mein Zimmer. Und ein Dutzend frische Austern.«

»Señor«, sagte der Mann in der Livree und verbeugte sich sehr tief.

***

Zunächst gönnte sich Professor Zamorra eine angenehme Erfrischung. Er nahm ein kaltes Duschbad.

Die Kletterei in den Korkeichenwäldern war, wie er erst jetzt verspürte, doch ziemlich anstrengend gewesen.

Die zweite köstliche Erfrischung brachte der Etagenkellner. Es war eine Flasche vom besten französischen Sekt. Zamorra genoß die prickelnde Kühle des ersten Glases.

Bei den Austern merkte er sofort, daß man hier keine frischen zu bestellen brauchte. Noch nie hatte er diese Leckerbissen so frisch und köstlich auf den Tisch bekommen.

Ich werde es mir merken, dachte er bei sich. Und er nahm sich vor, nie wieder in Paris frische Austern zu bestellen. Selbst bei schnellstem Transport der Lieferfirma brauchten diese Seetiere doch ein paar Stunden, bis sie in der französischen Hauptstadt auf den Verkaufstischen lagen.

Frische Austern! Wo könnte man sie besser bekommen als in den Orten, die direkt am Meere lagen! Wo Fische jeglicher Art, Langusten, Krebse, Austern und Muscheln sozusagen vom Strand in den Mund geliefert werden konnten.

Zamorra gab sich eine Viertelstunde lang den kulinarischen Genüssen hin. Er hatte nicht direkt Hunger, nur der Appetit meldete sich. Und der Sekt tat sein Bestes.

Die kalte Dusche hatte den Professor herrlich erfrischt. Er fühlte sich zu neuen Taten aufgelegt.

Er machte es sich in einem geräumigen Liegesessel bequem und ging die Ereignisse in Gedanken noch einmal durch. Alle, von denen er gehört hatte. Und die des vergangenen Tages, die er miterleben durfte.

Da war also vor Jahren ein unglaublicher Fall von Vampirismus aufgetreten. Und die alte Zigeunerin, La Zanuga, hatte davon gehört. Sie war nach Portugal gekommen und hatte den Fall auf ihre Art gelöst.

Daran war nichts Mysteriöses. Nicht für einen Mann wie Zamorra, dem der Umgang mit der Welt der Dämonen zum Beruf geworden war.

Aber die neuen Fälle gaben doch zu denken. Zugegeben, daß auch La Zanuga über Kräfte und Gaben verfügte, wie sie nicht jedem Menschen zuteil sind.

Sie hatte zum Beispiel die Kraft, Vampire nach kurzer Zeit ausfindig zu machen und zur Strecke zu bringen.

Das bedeutete aber, daß weder der Professor noch Kapitän Capoa in der Lage waren, diese dämonischen Menschen selbst zu stellen und sie zum Reden zu bringen.

La Zanuga erledigte die Polizeiarbeit auf ihre Weise. Das mochte zwar für die Bevölkerung gut sein, die über jeden schnell gelösten Fall beruhigt war.

Für die Arbeit Capoas und Zamorras aber ging die Lösung dieser Fälle einfach zu glatt vonstatten.

Eine andere Frage war, warum ausgerechnet Krankenschwestern plötzlich die unwiderstehliche Neigung verspürten, ihrem Blutdurst nachzugeben und Patienten zu überfallen.

Zamorra fand noch keine Antwort auf diese Frage. Aber er wußte, daß hinter den Fällen weit mehr stecken mußte.

Und die nächste bange Frage für alle Betroffenen war: würde es in Zukunft noch mehr solcher schrecklicher Fälle geben? Und würde La Zanuga, die einäugige Zigeunerin, wieder in der Lage sein, den Täter oder die Täterin zu stellen? Oder Zamorra und Capoa zumindest auf seine Spur zu bringen?

Oder wäre es in Zukunft nicht angebracht, in allen Krankenhäusern des Nordens starke polizeiliche Kontrollen einzusetzen? Jede

Krankenschwester zu überwachen?
Unmöglich, sagte sich Zamorra.
Er wußte nicht, wie es zahlenmäßig um das Polizeiwesen in und um Porto bestellt war. Aber es war sicher, daß es mehr Kranke und Krankenschwestern als Polizisten gab.
Es war also ausgeschlossen, daß man alle Mädchen und Frauen in den Krankenhäusern und noch dazu in ihrem Privatleben überwachen konnte.
Und La Zanuga?
Wenn sie die Kraft hatte, Vampire aufzufinden, warum sollte sie nicht neue Untaten vermeiden können? Konnte sie die Spuren, die Schlupfwinkel, die Vorhaben neuer Vampire nicht erahnen?
Nein, das war zuviel verlangt. Zamorra selbst war ein Meister im Aufspüren aller Arten von teuflischen Kräften. Aber im Augenblick hätte er nicht sagen können, ob, wann und wo ein neuer Fall von so abscheulich gestillter Blutgier auftreten würde.
Es galt abzuwarten.
Es war Freitagabend. Der Samstag würde vielleicht noch vergehen, bevor Nicole Duval und der Freund aus Amerika eintreffen würden.
Am Wochenende würde er also nicht viel unternehmen können.
Zamorra nahm sich vor, den Montagmorgen abzuwarten. Dann wollte er die Zigeunerin sprechen. Im Büro Capoas.
Vielleicht würde er mehr herausfinden als Capoa.
Also gab es im Augenblick nichts, als abzuwarten.
Aber Zamorra wäre glücklich gewesen, wenn er hätte aktiver sein dürfen.
Er spürte, daß der Fall verworrener war, als man allgemein annahm.
Und er spürte noch mehr.
Er fühlte, wie das Amulett auf seiner Brust sich zu regen schien. Er nahm die Kette mit dem Talisman ab und hielt das wertvolle Schmuckstück viele Minuten in den Händen. Wie in seinem Schloß, wie zwei Tage vorher, glaubte er, das Amulett würde zu brennen anfangen. Es glühte in seiner Hand.
Zamorra wartete auf eine geheime Botschaft. Auf einen Hinweis.
Aber nichts geschah.
Zamorra legte das Amulett auf den Nachttisch.
Dann kam der Samstagmorgen. Der Professor hatte tief und ausgiebig geschlafen.
Nach dem Frühstück machte er sich auf, um sich die Stadt und den Hafen von Porto anzusehen.
Auf den Märkten herrschte buntes Treiben. Menschen drängten sich in schmalen Gassen. Je näher Zamorra dem Fischerhafen kam, um so dichter wurde dieses Gedränge und das Gewirr von vielen hundert Stimmen.

Der Reiz dieser fremden, neuartigen Stadt lenkte ihn ab. Er zog ihn so in seinen Bann, daß er für Stunden nicht an Vampire und nicht an La Zanuga dachte. Er dachte nicht mehr an die Opfer bestialisch gewordener junger Krankenschwestern.

Und er dachte nicht mehr an sein Amulett.

Doch gerade das hätte er im Augenblick tun sollen.

Die Berührung seines Amuletts hätte ihn auf einen neuen Fall gebracht. Und vielleicht hätte er ein weiteres Opfer vor seinem grauenvollen Tod erretten können.

Aber er war zu weit weg vom Geschehen.

Er sah das Mädchen nicht. Eine junge Krankenschwester. Er wußte nichts von ihr. Er kannte nicht ihren Namen. Er hatte keine Ahnung, wohin sie gehen würde.

Er konnte nicht wissen, daß dieses blühende junge Mädchen in nur kurzer Zeit sich auf bestialische Art als Vampir betätigen würde.

Niemand konnte es ahnen oder wissen.

Zamorra nicht, und Kapitän Capoa nicht.

Auch La Zanuga, die Zigeunerin, wußte nichts davon.

Aber am allerwenigsten wußte es Schwester Carmela, das junge Mädchen, selbst. Und sie sollte bald nicht mehr wissen, was sie tat und was mit ihr geschah.

***

Nördlich vom Douro, von Porto aus in nordöstlicher Richtung, lag das Städtchen Amarante.

Dort war erst vor wenigen Jahren ein neues Krankenhaus gebaut worden, das den Namen »Hospital zu den Heiligen Aposteln« erhalten hatte.

Der Name des Chefarztes dort lautete Capoa. Dr. Mendes Capoa war der Bruder des Polizeikapitäns in Porto.

»Sie fahren zur Stadt?« fragte Dr. Capoa gerade Schwester Carmela.

»Ja, Doktor, ich will hinunter nach Porto. Es ist mein freies Wochenende.«

»Ich hätte da eine Bitte an Sie«, meinte der Arzt. »Darf ich Sie wohl damit belästigen?«

»Was ist es denn?« wollte die Schwester wissen.

»Ich habe mir schon vor Monaten zwei Bücher von meinem Bruder ausgeliehen. Wollte sie ihm schon längst zurückgeben. Aber immer wieder habe ich die Fahrt zur Stadt verschieben müssen. Sie wissen ja selbst – die vielen Krankenfälle und Operationen in der letzten Zeit…«

»Ich verstehe, Herr Doktor. Sie möchten gern, daß ich die Bücher Ihrem Herrn Bruder in der Präfektur zurückbringe?«

»Ja, Schwester. Macht es Ihnen auch nichts aus?«

»Aber ganz und gar nicht«, sagte Schwester Carmela. »Ich nehme den

Neun-Uhr-Bus und bin schon gegen Mittag in Porto. Da kann ich dem Capitano die Bücher gleich noch hineinreichen.«

»Danke, Schwester. Das ist wirklich sehr freundlich von Ihnen.«

Schwester Carmela nahm die beiden Bücher in Empfang, legte sie in eine Tragetasche und verließ das Hospital.

Von den Heiligen Aposteln, auf die das Haus getauft worden war, folgte dem jungen Mädchen nicht ein einziger.

Im Gegenteil, es schien, als ob eher ein paar Vertreter aus dem Hause Satans zu Schwester Carmelas Leibwache abkommandiert waren.

Bald rumpelte der vollbesetzte Autobus durch die Schlucht, immer in Richtung Porto.

Nach anderthalb Stunden war die Stadt Penafiel erreicht, und hinter ihr erstreckte sich das Flußbett der Sousa.

Es war ein sehr warmer Junitag. Die Fahrgäste schwitzten.

Schwester Carmela dachte an ihr Zuhause.

Ihre älteste Schwester besorgte seit dem Tod beider Elternteile den Haushalt und betreute drei jüngere Brüder.

Carmela, gerade zweiundzwanzig Jahre alt geworden, wurde von ihrem Dienst im »Hospital zu den Heiligen Aposteln« so beansprucht, daß ihr nur selten Zeit blieb, übers freie Wochenende nach Hause zu fahren.

Auf diesen Sonnabend und Sonntag aber hatte sie sich besonders gefreut. Die älteste Schwester hatte ihr geschrieben, daß an diesem Wochenende die ganze Familie wieder einmal beisammen sein werde.

Ein Bruder studierte in Coimbra und kam höchstens zweimal im Jahre nach Porto. Und die beiden anderen waren beim Korkschneiden in den Wäldern.

Carmela wußte, daß die beiden jüngsten Brüder nicht vor dem frühen Nachmittag zu Hause eintreffen würden.

Da es im Bus sehr stickig war, änderte die junge Schwester ihr Vorhaben.

Sie hatte vorgehabt, mit dem Bus bis ins Zentrum der Stadt zu fahren. Aber sie entschloß sich, die letzten Kilometer zu Fuß zu gehen.

Vom Norden der Stadt her führte ein prächtiger Waldweg bis vor die Tore der Stadt. Carmela kannte ihn gut. Mit den Eltern noch war sie ihn oft gegangen. Er war immer kühl, selbst an den heißesten Tagen.

Und unterwegs konnte man sich erfrischen, wenn es einen danach verlangte.

In Abständen von höchstens einem Kilometer traf man auf Quellen mit ganz klarem Wasser. Die Felsen hielten das Wasser tief in ihrem Inneren kühl und brachten dem erhitzten Touristen eine sprudelnde und willkommene Erfrischung.

Schwester Carmela war knapp eine halbe Stunde gegangen, als sie eine Stelle erreichte, wo die Baumwipfel über ihr sich mitten auf dem

Weg berührten. Es war die kühlste und schattigste Stelle des ganzen Waldes. Das Blattwerk über Carmela war so dicht, daß sie nicht den kleinsten Streifen Himmel sehen konnte.

Sie ging weiter. Gleich hinter diesem dichten Blätterdach mußte das kleine Felsplateau erscheinen.

Dort war sie mit den Geschwistern früher gern hinaufgeklettert.

Von dort hatte man die schönste Aussicht auf die Hafenstadt und den blauen Atlantik.

Der Weg machte eine Biegung, und da lag auch schon das kleine Hochplateau.

Aber heute schien das alles anders zu sein. Die ganze Atmosphäre schien wie verwandelt.

Und plötzlich wußte Carmela auch den Grund dafür.

Die Musik!

Eine wilde und sonderbar liebliche Musik drang durch die Luft an ihre Ohren.

Wer spielte so kunstvoll die Geige? Denn daß es die Musik von einer Geige war, erkannte Carmela sofort.

In dieser Melodie lagen Abenteuer und Lebenslust, beschwingtes Tanzen und Fröhlichkeit.

Noch nie hatte das Mädchen einen Menschen so Geige spielen hören. Das klang nicht wie ein einzelnes Instrument. Das war ein ganzes Orchester, und die Luft flimmerte und sang, und ein leichter Wind kam von den höchsten Gipfeln der Wälder.

Die Sonne mußte mittanzen in diesem hinreißenden Spiel aus Rhythmus und Klang. Das Echo drang durch die Wälder und flog hinaus ins freie Land.

Zuerst erschauerte Carmela ein wenig. Das war keine normale Musik. Das konnte nicht ein Geigenspieler sein, wie man ihn am Wochenende in den verräucherten Fischerkneipen hören konnte.

Das war auch nicht der Fidelmeister aus einer der Touristen-Tavernen, die den alten Schicksalsliedern der Portugiesen lauschen wollten. Den alten, Wehmut und Kummer aufpeitschenden Fados, den Gesängen der hiesigen Volkssänger.

Carmela wußte plötzlich, daß sie an diesem Plateau nicht vorbeikommen würde. Sie mußte einfach wissen, wer so wunderbar, so verteufelt gut Geige spielen konnte.

Sie begann, einen kleinen Seitenweg neben dem Plateau hinanzusteigen.

Da hörte sie zum Klang der Geige die Stimme einer Frau. Sie konnte die Worte nicht verstehen. Nur in alten Gruselmärchen hörte man manchmal solche Worte.

Zauberworte. Worte voller Beschwörung und heimlicher Lust.

Worte und langgezogene Silben, wie aus den alten Büchern der

Hexenmeister.
Schwester Carmela stieg weiter auf das kleine Plateau zu. Und immer lauter kamen ihr die Musik und die Stimme einer Frau entgegen.
Carmela glaubte, im Orient zu sein. Manchmal waren spanische Wörter darunter. Dann wieder klang es wie Arabisch, wie Türkisch, wie Indisch, wie Ungarisch.
Da ahnte Carmela, wer die singende Frau da oben sein mußte.
Eine Zigeunerin!
Nur die Zigeuner kannten so viele Sprachen. Sprachen, die fast um den ganzen Erdball reichten!
Der Weg war zu Ende. Carmela stand auf dem Plateau.
Aber sie sah nicht dorthin, wo sie früher immer hingeschaut hatte.
Ihr Blick ging nicht in Richtung Porto, Hafen und Ozean.
Wie gebannt blieb sie stehen.
Keine zehn Meter vor ihr stand die Zigeunerin.
La Zanuga!
Carmela war sicher, daß es sich nur um diese Frau handeln konnte, die für sie wie eine Sagengestalt war. Man redete ja in letzter Zeit so viel von ihr. Sie sollte Geister beschwören und Dämonen bezwingen können. Und selbst ein so scheußliches Wesen wie ein Vampir war nicht sicher vor ihr.
Das junge Mädchen rührte sich nicht.
Die Alte hörte nicht auf zu singen, zu tanzen und zu spielen. Ihre Finger flitzten über die Saiten und ließen die Geige stöhnen, singen, aufjauchzen und wieder krächzen.
Die Füße der Zigeunerin waren bloß. Wild wehte ihre schwarze Mähne, bei jeder Bewegung ihres Tanzes schwenkten die dichten Büschel ihres Haares hin und her.
Endlich schien sie aus einer Art von Trance zu erwachen. Der Bogen zitterte noch ein paarmal über die Saiten. Ein paarmal noch zuckten die Füße vom Boden auf. Dann ließ die Alte den Arm mit der Geige sinken. Die rechte Hand, die den Bogen hielt, kam langsam nach vorn.
Jetzt zeigte der Geigenbogen direkt auf Carmela.
»Bist schönes Mädchen«, sagte die Alte.
Carmela lächelte verlegen. »Sind Sie La Zanuga, Frau?«
»Ach was!« krächzte die Alte. »Bin ich La Zanuga, jajaja. Aber sag ›Du‹ zu mir, sag ›Du‹ zu La Zanuga. Die Zigeunerin mag schöne Mädchen. Und du bist sehr schön. Wie ist dein Name?«
»Carmela.«
»Schöner Name«, sagte die Alte. »Schönes Mädchen mit schönem Namen. Sag mir, wohin du gehst, Carmela.«
»Zur Stadt, La Zanuga.«
»Aha, zur Stadt«, brummelte die Zigeunerin. »Gehst ganz zu Fuß zur Stadt. Von wo kommst denn?«

»Von Amarante«, sagte das Mädchen wahrheitsgemäß. Die Antworten kamen wie von allein. Ohne Überlegung. Und wer nicht überlegen konnte, war auch keiner Lüge fähig. Wer aber La Zanuga belügen wollte, müßte schlauer sein als sie.

So eine merkt alles. Sie weiß, wenn du lügst. Also sag ihr die Wahrheit.

So dachte Carmela, als sie La Zanugas Fragen hörte und ihr antwortete.

Sie hatte auch keinen Grund, der Alten zu mißtrauen. Hatte sie die Gegend nicht von den Vampiren befreit?

»Von Amarante also kommst«, sagte La Zanuga. »Aber kommst nicht zu Fuß? Die ganze Strecke, die weite Strecke, den heißen Weg, auf heißen Steinen?«

»Nein«, gab Carmela zurück. »Bin mit dem Bus gekommen. Aber es war so heiß und stickig darin, und man konnte die Fenster nicht öffnen.«

»Weiß ich, weiß ich«, sagte La Zanuga. »Weiß ich gut. Ist nicht gut, in diesen fahrenden großen Kästen. Ist viel besser zu Fuß. Hast gute Luft, hast Sonne, hast Schatten, immer wie du willst.«

»Ja, La Zanuga.«

»Und nun? Gehst nach Hause?« fragte die Zigeunerin und trat näher.

»Ja. Zu der Schwester. Und die Brüder kommen heut auch.«

»Schön, sehr schön. Und was tust denn sonst in der Stadt Porto?«

»Ich muß zu dem Capitano. Ihm zwei Bücher bringen. Vom Dr. Capoa.«

»Ay ay? Ist er der Bruder vom Capitano, der Doktor?«

»Ja«, sagte das Mädchen.

»Und du, mein schönes Mädchen, bist Schwester bei deinem Doktor, ja?«

»Ja, richtig.«

»Und gehst in die Stadt, und gehst den Waldweg. Und kommst auf dem Hügel vorn an der Hütte der Grisalda vorbei. Weißt, warum ich frag?«

»Nein«, sagte Carmela. »Woher soll ich das wissen?«

»Weil ich dich bitten will, der Grisalda was zu bringen.«

»Ist sie denn krank?« fragte das junge Mädchen.

La Zanuga nickte.

»Ja, ist krank. Ist noch jung, aber ist krank. Und keiner hilft ihr. Ist der Mann weit im Wald, viele Wochen. Muß die Rinden schneiden und den Kork stechen. Für die Flaschen mit dem dunklen, roten Wein. Kommt selten nach Hause. Bring ich Wein und Brot der Grisalda. Willst du's ihr bringen für mich?«

»Ja, gern, La Zanuga«, sagte das Mädchen spontan.

»La Zanuga hat getanzt. Hat alte Füße. Ganz wunde Füße. Bin ich dir

dankbar, schöne Carmela, wenn du gehst für mich und bringst, was Grisalda braucht.«

»Ja, sehr gern«, sagte das Mädchen wieder.

***

Aber die Zigeunerin ließ das Mädchen noch nicht ziehen.

»Setz dich her, Mädchen«, sagte sie. »Setz dich her ins Gras und hör dir ein Lied an. Werd ich spielen extra für dich. Weil du so gut bist und mir hilfst, meine Füße zu schonen. Spiel dir ein Lied, ganz traurig und süß von der Liebe. Spiel dir ein anderes Lied, ganz lustig und wild.«

La Zanuga fing an zu spielen.

Das Mädchen hörte der süßen, wehmütigen Melodie zu. Dann sprang es auf.

Carmela verspürte plötzlich den Drang, nach La Zanugas Melodie zu tanzen!

Langsam drehte sie sich im Takt.

»Dreh dich, Mädchen!« rief die Zigeunerin. »Dreh dich und singe, Carmela!«

Allmählich begann die junge Schwester, La Zanugas einheimelnde Melodie mitzusummen. Die Zigeunerin sang aus voller Kehle.

Und dann wurde der Tanz immer wilder.

Carmela drehte sich wie ein Kreisel, schneller und schneller. Die wilde Musik drang ihr ins Blut, ließ sie keine Pause machen.

Endlich, nach mehr als zwanzig Minuten, ließ sich das Mädchen ins hohe Gras niedersinken.

La Zanuga griff in die unergründlichen Tiefen ihrer weiten, schweren Reifröcke. Als ihre Hand wieder zum Vorschein kam, sah Carmela eine Weinflasche darin.

Die Alte setzte den Korken an den Mund und riß ihn mit einem Ruck ihrer löcherigen Zähne heraus.

Dann reichte sie die Flasche dem Mädchen.

»Trink, Mädchen«, sagte sie.

Carmela schüttelte zuerst den Kopf.

»Willst nicht?« fragte die Zigeunerin. »Mußt trinken. Ist guter Wein, schwer und süß. Aber geht nicht in Kopf, Mädchen. Geht in die Beine und läßt sie weitertanzen. Ist bester Wein, so dunkelrot wie feuriges Blut der Zigeuner.«

Da nahm das Mädchen der Alten die Flasche aus der Hand und setzte sie an den Mund.

Langsam, in kleinen Schlucken, begann sie zu trinken. Es war ein Portwein vom besten Jahrgang. Das wußte Carmela, auch wenn sie in Hinsicht auf gute Weine nicht gerade verwöhnt war. Bei ihr zu Hause reichte es meistens nur für den billigsten Tafelwein.

Das dunkle, süße Naß belebte ihre Kehle und ihren ganzen Körper. Ein Geschmack von Würzkräutern war in dem Wein, den sich das Mädchen nicht erklären konnte.

Sie erhob sich wieder, und La Zanuga spielte eine langsame Melodie. Leise, aber ganz eindringlich.

Und wieder drehte sich Carmela im Takt. Langsam diesmal, genau wie die leichte Melodie. Anfangs glaubte sie, der Wein werde ihr zu Kopf steigen.

Aber La Zanuga hatte recht. Der Wein machte die Beine mobil.

Man mußte einfach tanzen.

Das Mädchen tanzte, und bei jeder Drehung nahm sie einen Schluck des köstlichen Weins. Sie merkte gar nicht, daß sie die Flasche fast nie mehr absetzte.

Nach weiteren zehn Minuten war die Flasche leer.

»Ich muß gehen«, sagte Carmela.

»Geh, Mädchen«, antwortete La Zanuga. »Hast viel getanzt, hast viel vom guten Wein getrunken. Schwer und dunkel und feurig wie das Blut der Zigeuner.«

»Ich werde Grisalda die Sachen bringen. Wo hast du sie, La Zanuga?«

Die Alte zeigte auf einen kleinen Korb, der seitlich im Schatten der Bäume stand.

»Nimm das Brot und den Wein«, sagte die Alte. »Und sage Grisalda, sie wird bald gesund.«

»Danke, La Zanuga«, sagte Carmela. Dann packte sie das Brot und den Wein aus dem Korb der Zigeunerin in ihre Tragetasche. Direkt neben die Bücher, die Dr. Capoa ihr für seinen Bruder mitgegeben hatte.

Das Mädchen lief los. Leichtfüßig und unbeschwert. Der Wein hatte ihr nicht nur zum Tanzen verholfen. Er hatte auch ihre Zunge gelöst. Die ganze Zeit über hatte sie La Zanugas Lied mitgesungen.

Und jetzt, auf ihrem Weg hinunter zur Straße, sang sie noch immer.

Sie sang, als sie aus dem Wald trat und die Stadt Porto vor sich liegen sah.

Sie sang, als sie den Fischerhafen in der Ferne erkannte und weit draußen auf dem Atlantik die großen Frachter und die weißen Schiffe der reichen Leute, die über alle Meere fahren konnten.

Dann tauchte die ärmliche Hütte der jungen Frau vor ihr auf, die sie besuchen sollte. Grisalda, die Frau des Korkstechers, der oft über viele Wochen in den Wäldern war.

Zuerst zu Grisalda also, sagte Carmela zu sich. Und dann zum Capitano, zu Idor Capoa. Ihm die Bücher bringen.

Und dann endlich nach Hause. Auf die Brüder warten.

Sie ging zu Grisalda.

Aber sie sollte weder bei Kapitän Capoa noch bei ihren Brüdern

jeweils wieder ankommen.

***

Ein wenig schüchtern klopfte das Mädchen an die Tür zu Grisaldas Hütte. Die Tür gab sofort nach. Sie hing nur lose in den Angeln und klaffte gleich nach dem Klopfen nach innen auf.

Carmelas Augen mußten sich, nach dem flimmernden Sonnenlicht im Freien, zuerst an die Dunkelheit des einzigen Raums im Innern gewöhnen.

»Wer ist da?« fragte eine leise Stimme von der Wand her.

Carmela sah ein dichtes Bündel von Decken und Ziegenfellen, die wahllos übereinander geworfen waren.

Eine junge Frau lag auf diesem Bündel und starrte auf die Besucherin.

»Ich bin Carmela«, sagte das Mädchen. »Schwester Carmela. Ich wohne hier in Porto. Mit meiner älteren Schwester und den Brüdern. Aber ich arbeite oben in Amarante, im Hospital. Es heißt das ›Hospital zu den Heiligen Aposteln‹.«

»Kenne ich nicht«, sagte Grisalda mühsam. »Will ich auch nicht kennen. Und eine Krankenschwester brauche ich auch nicht.«

»Ich komme nicht als Schwester zu Ihnen«, sagte Carmela.

»So?« fauchte die junge Frau plötzlich los. »Und was willst du dann hier, he? Schnüffeln, ob Grisalda schon abgekratzt ist? Willst mir wohl meine drei Habseligkeiten aus dem Haus stehlen, he? Willst es ausnutzen, daß der Mann im Wald ist? Scher dich hinaus, Schwester, oder ich mache dir Beine!«

Die junge Frau wurde plötzlich von einem Hustenanfall gequält.

Schnell trat Carmela an ihr Lager und versuchte, die Frau aufzurichten.

Sie wollte ein paar der Decken als Sitzlehne aufeinanderlegen, als Grisalda ihre Arme packte.

»Was hast du in dem Korb?« fragte sie. Sie hatte beobachtet, wie die Schwester ihre geflochtene Tasche, die das Aussehen eines Tragkorbes hatte, auf den Boden stellte.

Carmela antwortete nicht. Sie legte ein paar Decken zu einem Stapel zusammen und half der jungen Frau, sich bequem zurückzulehnen.

Der Husten hörte sofort auf. »Danke«, sagte Grisalda. »Scheinst gar nicht so übel zu sein. Also sag mir, was du in dem Korb hast.«

»Ich soll Ihnen Brot und Wein bringen«, meinte Carmela.

»Brot und Wein?« lachte Grisalda bitter auf. »Mir Brot und Wein? Wer sollte mir schon zu essen und zu trinken geben? Mir, einer armen, kranken Frau?«

»Mich hat La Zanuga geschickt«, sagte das Mädchen.

Da weiteten sich die Pupillen Grisaldas in höchster Angst.

»Die Alte?« fragte sie mit keuchendem Atem. »Die Zigeunerin? Du kommst von der alten Vettel mit der Teufelsgeige?«

»Ja, Grisalda. Sie sagt, daß du bald wieder gesund wirst. Und ich soll dir den Wein und das Brot bringen.«

»Warum tut sie das?« fragte Grisalda. »Sie hat nichts Gutes vor. Und du hast mich eben ›du‹ genannt. Ich weiß, was ihr wollt von mir. Geh zum Teufel! Carmela, scher dich hinaus, bleib mir vom Leibe! Jetzt und immer!«

»Aber Grisalda!« sagte die junge Schwester verzweifelt.

»Nenne mich nicht so!« rief die junge Frau laut. »Wer von der Alten kommt und einen Menschen beim Vornamen nennt, will ihn als Opfer haben.«

»Unsinn, Grisalda«, versuchte es Carmela mit beruhigender Stimme.

Aber in den Augen Grisaldas standen jetzt panische Furcht und Wahnsinn.

»Warum starrst du mich an, Carmela? Warum starrst du mich nur so an?«

Carmela wußte nicht, wie ihr geschah.

Sie spürte nur, wie eine merkwürdige, ganz und gar unbeschreibbare Veränderung in ihr vorging.

Sie war vom Lager Grisaldas zurückgetreten und hatte ihre Tragetasche vom Boden aufgehoben.

Schritt für Schritt ging sie wieder auf Grisalda zu. »Halt!« schrie die junge Frau. »Du kommst vom Satan, Carmela.«

»Du sprichst ja im Fieber!« rief das Mädchen.

»Nein, nicht im Fieber! Ich ahne es alles! Ich sehe es genau! Du bist nicht gekommen, um mir Brot und Wein zu bringen! Du bist aus der Hölle, du schöner junger Satan! Du Satansweib! Du elende Bluttrinkerin!«

Carmela traute ihren Ohren nicht mehr.

»Was?« schrie sie entsetzt auf. Sie war vollkommen außer Fassung.

»Blut hast du getrunken«, schrie Grisalda wieder. »Sag, daß die Alte dir Blut gegeben hat!«

»Nein!« schrie Carmela zurück. »Wie kannst du nur so etwas denken!«

»Du hast kein Blut getrunken?« krächzte die junge Frau.

»Nein! Nie und nimmer!«

»Hast wohl gar nichts getrunken?« fragte Grisalda und drückte sich ängstlich gegen die Wand.

»Wein hab ich getrunken, sonst nichts«, gab Carmela zur Antwort.

»Wein von der Alten?«

»Ja.«

»Wein, der dunkel und rot war?«

»Ja«, sagte Carmela wieder.

»Und hast getanzt dabei? Getrunken und getanzt?«
»Ja«, antwortete das Mädchen ein drittes Mal.
»Dann hast du Blut getrunken!« schrie Grisalda auf. »Dann hast du Wein getrunken, mit geheimen Kräutern darin! Und die Kräuter verhindern, daß du das Blut schmeckst.«
Unwillkürlich leckte sich Carmela die Lippen.
Was hatte Grisalda da gesagt?
Blut sollte sie getrunken haben? Aber warum denn?
Und dann sah sie nicht mehr viel um sich.
Sie hörte die Worte der alten Zigeunerin.
»Trink, Mädchen!« hörte sie die Worte im Gedächtnis in ihren Ohren. Sie schlugen wie Fäuste gegen ihre Schläfen. Sie löschten Carmelas Gedanken völlig aus.
»Tanz, Mädchen! Trink, Mädchen!« hörte Carmela die Worte La Zanugas.
Und dann hörte sie die Alte wieder ganz deutlich sagen: »Ist bester Wein, so dunkelrot und feurig und wild. Wie das Blut der Zigeuner.«
Carmela glaubte, in Ohnmacht zu fallen.
Aber dumpf regte sich in ihr ein ganz anderes Gefühl.
Sie trat bis dicht an Grisaldas Lager heran.
Dann schloß sie die Augen. Für einige Sekunden.
Blut! hörte sie die Alte wieder sagen.
Wieder leckte sie sich die Lippen. Und jetzt glaubte sie, einen Geschmack von Blut im Mund zu haben. Hatte sie wirklich mit dem Wein auch Blut getrunken?
Wie schmeckte denn Blut? War es so warm wie die Haut eines Menschen, die man berührte?
Schmeckte es gut? Oder war das Gefühl, Blut zu trinken, abstoßend?
Carmela öffnete die Augen.
Sie sah nur Grisalda. Und von Grisalda nichts als das furchtverzerrte Gesicht. Und die bebenden Adern, durch die das Blut jagte.
Blut! Immer wieder pochte das Wort an Carmelas Schläfen. Immer stärker, immer gräßlicher wurde dieser Wahn. Dieser Wunsch – dieser entsetzliche Wunsch!
Blut im Wein! Blut in Grisaldas pulsenden, bebenden Adern!
Sie sprang auf die junge Frau zu. Sie riß ihr mit einem Ruck die Bluse in Fetzen.
Dann war ihr Mund schon an Grisaldas Hals.
Die junge Frau schrie um ihr Leben. Aber Carmelas Zähne ließen nicht mehr los. Sie verbissen sich in den Hals der jungen Frau und sogen ihr das Blut aus den Adern.
Schrill bäumte sich Grisalda noch einmal auf. Aber sofort griffen Carmelas Zähne wieder zu.
Unabwendbar und fest.

Dann sackte die junge Frau auf ihrem Lager zusammen.
Carmela war noch über ihr.
Grisaldas Blut tropfte auf Decken und Felle.
Aber das meiste Blut verschwand in Carmelas gieriger Kehle.
Zwei Minuten später war Grisalda tot.
Carmela erhob sich mit einem irren Blick.
Da hörte sie wieder die Worte der Alten.
»Trink, Mädchen!« rief La Zanuga ihr zu.
Sie hatte getrunken. Blut und Wein. Und nun das Blut einer jungen Frau.
Sie spürte nichts mehr. Sie sah nicht auf ihre Tragetasche, als sie Grisaldas Hütte verließ. Dann ging sie langsam ihren Weg zurück.
Sie wußte nichts mehr von ihrem Plan, die Schwester und ihre Brüder zu besuchen.
Spaziergänger hatten Grisaldas Todesschreie gehört. Sie kamen eilends gelaufen. Entsetzt blieben sie auf der Türschwelle stehen, als sie das fürchterliche Blutbad sahen, daß hier angerichtet worden war.
Sie glaubten zuerst an ein wildes Tier.
Bis ein Mann dicht an Grisaldas Totenlager herantrat und die Spuren von kleinen Zähnen erkannte.
Er drehte sich zu den Übrigen um.
»Wir müssen La Zanuga suchen«, sagte er mit heiserer Stimme.
»Und wir werden bald wieder das Lied von den Occhiu Draculi hören.«
»Das Teufelsauge?« fragte eine Frau mit kreischender Stimme.
Der Mann nickte.
»Die Alte muß her. Nur die Einäugige kann den Vampir finden.«
»Und wie willst du La Zanuga finden, Vater?« fragte ein etwa zehnjähriger Junge, der sich dicht an den Körper des Vaters drückte.
»Du hast recht«, sagte der Mann. »Niemand weiß, wo sie ist.«
»Und was nun?« fragten die Frauen durcheinander.
»Entweder müssen wir die nächste Telefonzelle suchen. Oder direkt nach Porto hinuntergehen. Wir müssen auf der Präfektur melden, was wir hier gefunden haben.«
Als die kleine Menschengruppe sich auf den Weg machte, hatte sich Carmela schon in den Wäldern verborgen. Sie war so unauffindbar wie La Zanuga selbst.

***

Die Beamten in der Präfektur sprangen von ihren Sitzen auf, als sie die angstgeweiteten Augen der unerwarteten Besucher sahen.
Der Capitano war selbst nicht anwesend.
Aber als die Beamten sich die bittere Geschichte vom Tod der Grisalda mehr zusammenreimen als in dem wilden Durcheinander von

Worten und Gesten verstehen konnten, rief einer von ihnen sofort Idor Capoa an.

»Schnell, kommen Sie, Señor Capitano!« sagte er ganz aufgeregt.

»Was gibt es denn?« fragte der Vorgesetzte zurück.

»Ein neuer Fall mit einem Vampir. Soeben sind hier ein paar Spaziergänger angekommen. Sie haben eine gräßlich zugerichtete Leiche gefunden.«

»Wo?« fragte Idor Capoa nur.

»Oben auf dem Nordhügel. Vor dem Weg in die Eichenwälder.«

»Mann oder Frau?«

»Eine junge Frau«, gab der Beamte zur Antwort.

»Ich komme sofort«, sagte Capoa. »Lassen Sie einen Dienstwagen bereitstellen.«

»Si, Señor.«

»Und rufen Sie sofort im Hotel ›Ambassador‹ an. Geben Sie dem Professor Bescheid.«

»Zamorra?«

»Natürlich Zamorra. Er möchte sofort zur Präfektur kommen.«

Der Beamte hörte das Klick in der Leitung. Der Kapitän hatte aufgelegt.

Schon nach weniger als zehn Minuten war er zur Stelle. Er ließ sich nochmals ausführlich informieren.

Als der Kapitän mit zwei seiner Beamten in den Dienstwagen stieg, kam auch Professor Zamorra an. Er hatte glücklicherweise sogleich eine Taxe bekommen. Und außerdem war es ein glücklicher Umstand, daß er gerade wenige Minuten vor dem Anruf ins Hotel zurückgekehrt war.

Capoa unterrichtete ihn während der Fahrt über den neuen Fall und die Beobachtungen der Zeugen.

»Kennen Sie die Frau?« fragte er den Polizeikapitän.

»Nein, Professor. Aber nach den Berichten der Zeugen muß es sich um die junge Frau eines Korkstechers handeln. Diese Leute sind oft wochenlang in den Wäldern, wohnen in Camps und kommen nur selten heim.«

»Gibt es eine Vermutung, wer der Täter sein könnte?« fragte Zamorra.

»Nicht die geringste«, sagte Capoa. »Und auch nicht die geringste Spur.«

Er sollte sich gleich wundern, welch prächtige Spur der Täter hinterlassen hatte. Der Täter, der, wie er gleich sehen mußte, eine Täterin war.

Die Spaziergänger hatten in ihrer grenzenlosen Bestürzung diese Spur, diesen wichtigen Hinweis und Anhaltspunkt, einfach übersehen.

Aber Kapitän Capoa sah das Beweisstück sofort, als er nach einer

Viertelstunde Fahrt die Hütte Grisaldas betrat. Noch bevor er die Leiche auf dem Lager aus Fellen und Decken sah, fiel sein Blick auf die geflochtene Tragetasche am Boden.

Schnell ging er darauf zu.

Seine Augen weiteten sich, als er den Inhalt der Tasche untersuchte.

Es war nicht das Brot und die Weinflasche, die ihn aufs höchste in Erstaunen versetzten.

Zamorra war hinter ihm in die Hütte getreten und bemerkte das Entsetzen Capoas.

»Was gibt es, Capitano?« fragte er ihn.

»Hier«, sagte dieser und zeigte auf den Inhalt der Tasche.

»Ja«, meinte Zamorra zunächst verständnislos. »Brot und Wein. Und zwei Bücher. Aber gibt uns das schon einen Anhaltspunkt?«

»Si«, sagte Capoa. »Und zwar einen Anhaltspunkt, wie er für mich nicht schrecklicher sein kann.«

»Spannen Sie mich nicht auf die Folter, Capitano.«

»Es ist erwiesen, daß wieder eine Vampirin am Werk war.«

»Wirklich?«

»Ganz bestimmt. Und ich weiß auch, daß es wieder ein junges Mädchen war. Eine Krankenschwester.«

»Woher wissen Sie das, Capitano?« Der Beamte hörte nicht auf Zamorras Frage, sondern fuhr mit seinen Vermutungen fort, die zugleich eine Erklärung waren.

»Ich kenne den Namen des Mädchens nicht, Professor. Aber ich weiß, daß es sich wieder um eine Krankenschwester handelt. Und zwar ist sie angestellt im Hospital ›Zu den Heiligen Aposteln‹. In dem kleinen Ort Amarante. Nördlich von hier.«

Zamorra war höchst erstaunt. Und er gab das unumwunden zu.

»Sagen Sie, Capitano: wollen Sie mir Konkurrenz machen? Ich kenne noch zu wenig von den ganzen Zusammenhängen hier. Aber ich befürchte, Sie wollen Ihre hellseherischen Kräfte mit meinen messen?«

»Ganz und gar nicht, Professor. Aber ich habe den Beweis für meine Erklärung in der Hand.«

»In dieser Tragetasche?«

»Si, Professor.«

Er zeigte auf die beiden Bücher in der korbähnlichen Tasche.

»Diese Bücher gehören mir, Professor.«

»Und wie kommen die hierher?«

»Dafür gibt es nur eine Erklärung. Ich hatte diese beiden Bücher vor etlicher Zeit meinem Bruder geliehen. Er ist Arzt in jenem Hospital, von dem ich sprach. Er muß sie also einer seiner Schwestern mitgegeben haben, die übers Wochenende nach Porto fahren wollte. Er wird sie gebeten haben, mir die Bücher in die Präfektur zu bringen.«

»Dann müssen wir schleunigst zurück«, sagte Zamorra.

»Und warum?« wollte Capoa wissen.

»Um Ihren Bruder anzurufen. Er muß uns den Namen der Schwester durchgeben. Und wir wissen sofort, nach wem wir als Tä- ter zu suchen haben.«

»Richtig«, sagte Capoa und sah auf den Leichnam der jungen Frau. »Aber das geht nicht an, daß wir alle zurückfahren. Ich werde hier an Ort und Stelle Spuren sichern müssen. Also werde ich einen Beamten nach Porto zurückschicken, der das Telefonat für uns erledigt und sofort zurückkommt.«

»Gut«, sagte Zamorra. Aber er dachte dabei an die Frage, woher das Brot und der Wein in der Tragetasche der Krankenschwester stammten. Er hatte einen vagen Verdacht. Irgendwie spielte da eine unbekannte Größe in der Rechnung mit. Er würde es herausfinden.

Aber da er noch keinen Beweis in der Hand hatte, hielt er diesen Verdacht zunächst zurück.

Capoa wandte sich an einen seiner Beamten und erklärte ihm, worum es zunächst ging.

Dann machte er sich mit dem anderen seiner Männer an die Spurensicherung. Der Fall lag auf der Hand.

Die häßlichsten Spuren waren an der toten jungen Frau zu sehen.

Es gab keinen Zweifel, daß sie der Blutgier eines weiblichen Vampirs zum Opfer gefallen war.

Die Bücher hatten ja bereits den ersten Beweis gegeben.

Und die dritte Spur fand sich auf dem Fußboden von Grisaldas Hütte. Dort, wo ein paar schmale Fußabdrücke auf der ziemlich dicken Staubschicht zu sehen waren.

Kleine Fußabdrücke. Also die Abdrücke eines Mädchenfußes.

Sie setzten sich draußen fort. Der Erdboden war trocken. Die Sonne hatte ihn so ausgebrannt, daß er stellenweise pulverig geworden war. Und hier, bis hinauf zu der Stelle, wo der spärliche Graswuchs begann, konnte man auch die kleinen Fußspuren erkennen.

Capoa sah hinauf zu den Eichenwäldern.

»Dort oben hat sich der Vampir versteckt«, sagte er zu Zamorra.

Dann ging er zurück in die Hütte und blickte noch einmal auf die Leiche der jungen Frau. Schließlich zog er eine Decke über Hals und Gesicht der Toten.

An zwei Stellen sickerte noch langsam das Blut aus den scheußlichen Bißstellen.

Aber es war nicht mehr viel Blut zu sehen. Die Vampirin hatte ganze, schreckliche Arbeit geleistet. Überall am Hals der jungen Frau begann das Blut schon zu verkrusten.

Capoa zog die Decke vollends über das Gesicht und trat aus der Hütte.

Er konnte den grauenvollen Anblick nicht mehr ertragen.

***

Einen weit besseren Anblick genoß zu dieser Stunde Zamorras Freund aus Amerika.

Bill Fleming saß am Steuer von Zamorras Citroën. Er hatte den Wagen soeben auf die Ausfahrtsstraße südwestlich von Santander gebracht. In dieser Stadt hatten er und Nicole Duval die letzte Pause auf ihrem weiten Weg eingelegt.

Gleich nach dem Frühstück waren sie losgefahren. Sie verließen die Küste und hielten sich immer südwestlich. Genau auf die portugiesische Grenze zu.

In wenigen Stunden wollten sie Porto erreicht haben.

Nicole, hübsch und verführerisch wie immer, saß auf dem Beifahrersitz.

Sie rauchte eine Zigarette und blies den Rauch mit ihren feinen schmalen Lippen aus dem Fenster.

Bill Fleming sah alle paar Sekunden herüber zu ihr. Er versuchte, so viel wie möglich vom Anblick seiner bildhübschen Begleiterin mitzubekommen.

Anfangs ließ Nicole Duval sich das geschmeichelt gefallen.

Als Bill Flemings Blicke aber nicht nur Bewunderung ausstrahlten, sondern ganz eindeutig seine Begehrlichkeit zeigten, fing Zamorras Sekretärin an zu schmollen. Aber auch das tat sie noch mit einem selten verführerischen Charme.

Nicole beobachtete, wie die Blicke des Amerikaners an ihren wohlgeformten Beinen entlangglitten.

»Bill«, sagte sie. »Wir sind in einem Auftrag unterwegs. Keine Zeit für einen Flirt.«

Bill Fleming grinste.

»Alles zu seiner Zeit«, sagte er. »Ich kann ja nichts dafür, daß die Natur es so gut mit Ihnen gemeint hat. Sie sind wunderschön, Nicole. Und es ist eine Freude, Sie anzusehen.«

»Es gibt Unterschiede im Ansehen«, sagte Nicole und strich sich eine Haarsträhne glatt. »So wie Sie mich ansehen, muß ich den Eindruck gewinnen, daß Sie mehr als Ihre Augen benutzen möchten, um mich aufzufressen.«

Fleming lachte auf.

»Es kann sehr schön sein, aufgefressen zu werden«, sagte er. »Besonders, wenn man vor Liebe gefressen wird.«

»Hören Sie auf, Bill«, sagte Nicole lachend. »Die Straße ist da vorn. Also nehmen Sie Ihre Blicke von meinen Waden.«

»Waden ist gut«, sagte Bill. Er sah kurz nach vorn, gleich darauf aber wieder zurück.

Nicole verstand seine Anspielung nur zu gut. Seine Augen ruhten wohlgefällig auf Nicoles feinen Knien. Und dann ging sein Blick an ihren übereinandergeschlagenen Beinen noch ein wenig höher. Bis dorthin, wo der Rock den begehrlichen Blicken ein Ende bereitete.

Um genau zu sein, erlaubte dieser Rock den Blicken aber, eine ziemliche Strecke oberhalb der Knie zurückzulegen.

»Schade, daß wir auf Dienstreise sind«, sagte Bill Fleming. »Wenn man etwas so Schönes neben sich hat, sollte man es lieber viel länger anschauen.«

»Augen nach vorn«, sagte Nicole. »Oder ich befehle Ihnen, anzuhalten.«

»Anhalten? Warum?«

»Damit ich mir im Schutz eines spanischen Strauches am Straßenrand meine Jeans anziehen kann.«

»Gar nicht schlecht, Nicole. Auch in Jeans sind schöne Frauenbeine kein schlechter Anblick. Im Gegenteil, das erhöht sogar noch die Fantasie.«

»Nun ist aber Schluß damit«, sagte Nicole. »Ich möchte nicht, daß wir einen Unfall bauen, nur weil Ihnen meine Beine gefallen. Schließlich müssen wir Zamorras Wagen heil nach Porto bringen. Und uns selber auch.«

»Sie haben ja so recht, Nicole. Aber lassen Sie mir sagen, daß ich Sie nicht nur begehre. Ich bewundere eben Ihre Schönheit. Und was schön ist, darf auch betrachtet werden. Übrigens fürchte ich, daß wir uns, nach den Erzählungen des Professors, bald an wesentlich unangenehmere Ansichten gewöhnen müssen. Ein Mensch, der von einem Vampir zugerichtet wurde, soll nicht gerade auf Schönheitskonkurrenzen auftreten können.«

»Werden Sie nicht geschmacklos, Bill. Und nun bitte ran an den Straßenrand. Die erste Stunde ist um. Ich übernehme das Steuer.«

Sie waren schon bei ihrer Abfahrt in Frankreich überein gekommen, sich alle Stunden am Steuer abzulösen.

Bald erreichten sie die spanischportugiesische Grenze. Bei der Paß- und Zollabfertigung gab es weder Schwierigkeiten noch wesentlichen Zeitverlust.

Und drei Stunden später fuhren Bill Fleming und Nicole Duval in die Hafenstadt Porto ein.

Sie erkundigten sich nach der Präfektur. Dort sollten sie, wie mit dem Professor besprochen, Name und Anschrift von Zamorras Hotel erfahren.

»Der Señor Professor wohnt im ›Ambassador‹«, gab der diensttuende Beamte Auskunft. »Aber zur Zeit ist er mit dem Capitano an einem neuen Tatort. Sie können meinem Kollegen folgen, wenn Sie möchten. Er war soeben hier und hat mit Señor Capoas Bruder gesprochen. Er

ist Arzt in dem Hospital, in dem es einen weiblichen Vampir geben muß.«

Bill Fleming blieb der Mund offen stehen. Aber Nicole Duval zog ihn am Ärmel mit sich fort. Sie hatte gehört, wie draußen ein Wagen angelassen wurde.

Schnell lief sie an Bill Flemings Seite in den Hof. Sie stellte sich dem Beamten vor, der gerade abfahren wollte.

»Bien, Señorita«, sagte dieser. »Sie können mir folgen, wenn Sie wollen. Ich fahre zurück zum Capitano und dem Señor Professor.«

***

»Nun?« fragte Kapitän Capoa, als sein Fahrer zurückkam. »Was haben Sie von meinem Bruder erfahren?«

»Es handelt sich um eine Schwester Carmela«, meldete der Beamte. »Carmela Pados. Und ich habe mir auch bestätigen lassen, daß Ihr Bruder dem Mädchen die zwei Bücher für Sie mitgegeben hat.«

»Das ist immerhin schon etwas«, meinte der Kapitän. »Wir wissen also, daß wir nach einer Carmela Pados zu fahnden haben. Ich wüß- te nur zu gern, wo wir damit beginnen sollten.«

Der Beamte reichte dem Kapitän einen Zettel mit einer Notiz.

»Was ist das?« fragte Capoa.

»Das ist die Heimanschrift der Krankenschwester, Capitano. Ihr Bruder sagte mir, daß sie dort mit ihrer Schwester und ihren drei Brüdern lebt. Für heute sollte dort so etwas wie ein Familientreffen stattfinden.«

»Gut, danke.«

Capoas Aufmerksamkeit wurde durch etwas anderes in Anspruch genommen.

Nur eine halbe Minute nach dem Eintreffen des Beamten fuhr das Modell eines Wagens vor, von dem er immer schon geträumt hatte.

Es war Zamorras Citroën.

Der Professor ging erfreut auf den Wagen zu. Die Begrüßung zwischen ihm, Nicole Duval und Fleming war mehr als herzlich.

»Nun, alter Freund?« fragte er. »Irgendwelche Zwischenfälle?«

»Keine. Und wie steht es mit dir?« fragte Bill Fleming.

»Hier hat sich allerhand getan«, antwortete Zamorra. »Und zwar ein paar ausgemachte Scheußlichkeiten. Ich erzähle euch gleich ausführlich davon. Zuvor aber laßt euch dem Kapitän Capoa vorstellen.«

Damit ging er auf den Capitano zu und zeigte auf Nicole und Bill, die ihm folgten.

»Capitano«, sagte er. »Ich darf Ihnen hier meine Sekretärin vorstellen. Mademoiselle Nicole Duval.«

Der Kapitän war auf den ersten Blick von Nicoles Erscheinung

beeindruckt.
»Señorita«, sagte er und machte eine gelungene Verbeugung.
»Und das ist Bill Fleming aus Amerika«, fuhr Zamorra fort. »Er versucht, jeden Kriminalfall und jede dämonische Erscheinung auf nüchterne, wissenschaftliche Art zu erklären. Er hält nicht viel von Eingebung, Hypnose und Hellseherei.«
»Das könnten wir in den vorliegenden Fällen aber gebrauchen«, sagte Capoa mit einem Lächeln und reichte dem Amerikaner die Hand.
Dann wandte er sich an Zamorra.
»Professor«, sagte er. »Fürs erste sind meine Ermittlungen hier abgeschlossen. Ich werde mit meinen Beamten zurück zur Präfektur fahren. Den Abtransport der Leiche werde ich sofort veranlassen. Es liegt auf der Hand, daß wir keine Obduktion vornehmen lassen müssen. Ich darf Sie notfalls als Zeugen für den Umstand benennen, daß es sich um einen schauderhaften, grausamen Akt von Vampirismus handelte?«
»Si, Capitano«, sagte der Professor. »Ich werde mich für den Rest des Tages ein wenig in der Gegend umsehen. Und am Montagmorgen darf ich mich bei Ihnen in der Präfektur einfinden, wenn La Zanuga bei Ihnen auftaucht. Ich würde ihr gern ein paar Fragen stellen.«
»Das habe ich auch vor«, sagte Capoa und stieg in seinen Wagen.
Nachdenklich sahen Zamorra, Nicole und Bill Fleming den davonfahrenden Beamten nach.

***

Für Zamorra war es ein Gefühl der Erleichterung, den Freund und seine tüchtige Sekretärin wieder um sich zu haben.
Nicht, daß in der Zusammenarbeit mit Kapitän Capoa irgendwelche Schwierigkeiten bestanden hätten. Aber der Portugiese war Polizeibeamter. Auch er verrichtete eine tägliche, nüchterne Routinearbeit.
Zamorra aber hatte sich die Aufgabe gesetzt, das Geheimnisvolle eines jeden Falles zu ergründen. Das scheinbar undurchdringliche Dunkel eines dämonischen Wirkens zu erhellen.
Und er arbeitete am liebsten auf eigene Faust. Er verließ sich auf seine eigenen Gaben.
Er mußte nachdenken und selbständig handeln können. Er mußte die Zauberkräfte seines Amuletts nutzen, das ihn schon so oft zur Klärung eines geheimnisvollen Falles geführt hatte.
Um selbständig handeln zu können, mußte er aber beweglich sein.
Vor allem als Fremder in einem fremden Land.
Nun hatte er diese Möglichkeiten wieder.
Es war nicht nur die Nähe zweier vertrauter Menschen, die ihn wieder zufriedener machte.

Er hatte seinen Wagen wieder zur Verfügung!

Und er ließ keine Zeit verstreichen.

Nicole Duval und Bill Fleming waren sofort einverstanden, die ganze Umgebung gründlich nach Spuren von La Zanuga und Schwester Carmela abzusuchen.

Auf irgendeine Weise mußte es eine ungeklärte Verbindung zwischen den Krankenschwestern und der einäugigen Zigeunerin geben. Das war Zamorras Ahnung, die ihn in diesen Tagen verfolgte.

Und die er noch nicht beweisen konnte.

Zamorra entschloß sich, zuerst noch einmal Dr. Francesco Menao aufzusuchen.

Während der Fahrt nach Vila Tangil berichtete er seinen Begleitern über die Umstände und alle bekannten Einzelheiten der bekannten Fälle.

»Und jedesmal ist es eine Krankenschwester?« fragte Nicole Duval.

»Ja. Das ist das Sonderbare daran. Junge, unbescholtene Mädchen, denen niemand eine solche grausige Tat zumuten würde. Ich glaube sogar, daß es auch nicht so ist. Unter so jungen Mädchen gibt es keine solche Blutgier.«

»Aber sie sind doch überführt?« wandte Bill Fleming ein.

»Ja«, sagte Zamorra leise. »Aber weder durch die Polizei noch durch mich. Niemand konnte nachweisen, daß die jungen Mädchen tatsächlich Vampire sind. Außer einer einzigen Person.«

»Dieser Zigeunerin, von der Sie gesprochen haben, Professor?« fragte Nicole Duval.

»Ja, Nicole. Ich meine La Zanuga. Nur sie allein weiß, wer die Mädchen sind. Und wir müssen uns fragen, wie sie ihnen auf die Spur gekommen ist. Ich habe den Verdacht, daß sie schon vorher wußte, wenn ein Patient von diesen Mädchen überfallen werden sollte.«

»Haben Sie einen Beweis dafür?« fragte die Sekretärin weiter.

»Noch nicht«, gab Zamorra zur Antwort. »Aber diesen Beweis werden wir finden. Und wenn ich den ganzen Norden Portugals Zentimeter um Zentimeter nach Spuren absuchen müßte. Es gibt eine unbekannte Größe in der ganzen Geschichte. Und die werde ich herausfinden.«

Sie kamen an der Stelle vorbei, wo man über einen kleinen Seitenpfad zwischen den Felsen das Hochplateau erreichen konnte. Und bald war die Stelle erreicht, wo Schwester Marghita Golvez von diesen Felsen gestürzt worden war.

»Ich war mit dem Capitano dort oben«, erklärte Zamorra. »Die Stelle ist so gut abgesichert, daß kein Tourist abstürzen kann. La Zanuga hat den Drahtzaun der Absperrung durchschnitten und das Mädchen heruntergestürzt.«

»Also ist die Zigeunerin die selbst eingesetzte Rächerin der Vampire?« fragte Bill Fleming. »Damit wäre doch alles erklärt.«

»Ja und nein«, sagte Zamorra. »Gerade dieser Punkt macht mir noch Kopfzerbrechen. Nehmen wir einmal an, die Zigeunerin habe gleichfalls hellseherische Fähigkeiten. Sie hat die Gabe, Vampire aufzustöbern. Aber warum überläßt sie die Bestrafung nicht den örtlichen Behörden?«

»Sie wird der Meinung sein, daß eine Bestrafung mit den üblichen Mitteln nicht ausreicht, Professor«, sagte Nicole. »Ein Vampir gibt doch seine Blutgier nicht so leicht auf, oder? Und diese Zanuga wird vermeiden wollen, daß einer dieser weiblichen Vampire sein Unwesen fortsetzt.«

»Das wäre eine Erklärung«, meinte Zamorra nachdenklich. »Nur ist da etwas im Spiel, was ich mir nicht erklären kann.«

»Und das wäre?« fragte Bill Fleming.

»Wie kommt es, daß La Zanuga so beweglich ist? Immerhin hat sie diese Schwester Marghita gestellt, die in Vila Tangil ihren Dienst tut. Das ist aber mehr als fünfzig Kilometer von der Stadt Porto entfernt. Und sie ist ausschließlich nach Porto gekommen, damals, vor Jahren, als der erste Fall auftrat.«

»Es gibt doch auch hier noch Zigeuner«, meinte Nicole. »Diese Leute helfen sich doch, wo sie nur können. La Zanuga kann mit einem der Zigeunerwagen durchs ganze Land gelangen.«

»Das schon«, mußte Zamorra zugeben. »Und trotzdem spüre ich, daß wir noch vor einem großen Geheimnis stehen. Wir müssen es klären. Und wir wollen nicht warten, bis wir La Zanuga persönlich sprechen können. Da ist schon Vila Tangil. Fragen wir Dr. Menao noch einmal nach dem Mädchen Marghita.«

***

»Ich dachte es mir, daß Sie oder der Capitano mich noch einmal aufsuchen werden«, sagte Dr. Francesco Menao und führte seine Besucher in sein geräumiges Sprechzimmer. »Also Sie fragen mich nach Schwester Marghita. Ein nettes Mädchen. Höflich, fleißig und sehr umgänglich. Es ist ganz unmöglich, daß sie ein Vampir war.«

»Aber sie hat den Patienten getötet«, gab Zamorra zu bedenken.

»Nein«, sagte der Arzt prompt. »Sie mag ihn umgebracht haben. Aber das kann sie unmöglich aus eigenem Antrieb getan haben.«

»Woraus schließen Sie das?« fragte der Professor.

»Sehen Sie«, sagte der Chefarzt. »Einmal ist es mir unerklärlich, wie eine junge Schwester plötzlich von einem so unmenschlichen Trieb gepackt werden könnte. Setzen wir nun voraus, daß das Abwegige dennoch in jedem Menschen vorkommen kann, so muß es eine Voraussetzung dafür geben.«

»Wie meinen Sie das, Doktor?« fragte Zamorra wieder.

»Eine solche Bluttat ist das Abscheulichste, was der Mensch dem

Menschen antun kann. Wer sich einer solchen Schandtat, einem solchen Rausch hingibt, muß aber eine Voraussetzung dafür mitbringen.«

»Und die wäre?«

»Die Neigung zur Gewalttätigkeit. Entweder ist sie angeboren, oder sie entstammt einer bitteren Lebenserfahrung. Eine große Enttäuschung kann Menschen plötzlich aggressiv machen. Aber beides liegt im Falle von Marghita Golvez nicht vor. Sie war nie zornig. Sie war ein ganz ausgeglichenes, freundliches junges Mädchen. Bei allen Patienten beliebt. Hätte sie nur die geringste Neigung zu Haß oder Gewalt in sich gehabt, so hätten das nicht nur die Patienten, sondern vor allem ich und mein Personal bald herausgefunden. Nein – ich sage Ihnen, daß mir diese schreckliche Tat des jungen Mädchens einige Rätsel aufgibt. Marghita Golvez hatte nicht die geringsten Neigungen zu so etwas.«

Zamorra wußte, worauf der Chefarzt mit diesen Worten hinauswollte. Das deckte sich genau mit seinen eigenen Erklärungen, mit seinem eigenen Verdacht.

»Sie meinen also, Doktor, daß man das Mädchen beeinflußt hat? Daß es unter einem Zwang gehandelt hat?«

»Si«, sagte der Chefarzt leise. »Obwohl ich als Arzt im Grunde solchen übermenschlichen Dingen keinen Wert beimesse. Ich kann nicht an Geister und Dämonen glauben. Ich bin Arzt, also beschäftigt mich die Natur. Ich kenne den Körper und die Seele des Menschen. Aber da ich mir nicht vorstellen kann, wie Marghita zu einer Vampirin wird, muß die Erklärung im Bereich des Übersinnlichen liegen. Ich sage Ihnen also frei heraus, daß es sich um eine Art von übersinnlichem Einfluß handeln muß.«

»Gut, Doktor«, sagte Professor Zamorra. »Das deckt sich genau mit meinen Überlegungen. Das Mädchen ist behext worden. Angetrieben von einer dämonischen Kraft.«

»Denken Sie dabei an die Zigeunerin?« fragte Dr. Menao.

»La Zanuga? Es mag da eine Verbindung bestehen. Aber das muß erst noch bewiesen werden. Es ist durchaus möglich, daß eine dritte Kraft im Spiele ist. Ich meine diese dämonische Kraft, die sich den Willen des Mädchens zunutze macht. Die ihm einen geheimen Befehl einflüstert und es zu seiner Bluttat treibt.«

»Ich sehe keinen Sinn dahinter, Professor«, sagte der Arzt.

»Ich auch noch nicht. Aber die Bestätigung meiner Überlegungen durch Ihre Ausführungen hat mich schon wesentlich weiter gebracht. Ich danke Ihnen, Dr. Menao.«

»Keine Ursache, Professor. Mir liegt doch sozusagen in erster Linie daran, meine junge Krankenschwester zu rehabilitieren. Ich weiß, daß sie unschuldig ist. Und ich möchte gern den Beweis dafür haben.«

»Ich bin ziemlich sicher, daß wir den bald in der Hand haben, Doktor.«

»Und wie wollen Sie das anstellen?«

»Indem ich versuche, zuerst den Schlupfwinkel La Zanugas herauszufinden. Oder ihre Wege für die nächsten Tage zu verfolgen. Sie meldet sich einmal pro Woche in der Präfektur des Capitano. Sonst weiß aber niemand, wo sie sich aufhält.«

»Ich wünsche Ihnen viel Glück«, sagte Dr. Menao, als er den Professor und seine Begleiter verabschiedete.

***

Mit Glück allein aber würde in diesem Fall nicht viel auszurichten sein. Das wußte Zamorra nur zu gut. Es würde viel gründliches Nachdenken dazugehören, um den Fall zu lösen.

Bill Fleming war der gleichen Meinung.

»Viel Glück – das ist gut, mein Lieber. Was du brauchst, ist viel Logik, verstehst du. Sag mir mal, was du am Ende des Gesprächs mit dem Chefarzt gemeint hast. Ich werde da nicht ganz klug daraus.«

»Es gibt zwei Möglichkeiten, Bill. Die erste lautet wie folgt. Bei jeder der Bluttaten gibt es drei Beteiligte.«

»Drei?« warf Nicole Duval ein. »Das verstehe ich nicht, Professor.«

»Das ist aber aus dem Gespräch mit Dr. Menao klar geworden. Also die erste Möglichkeit. Eine junge Krankenschwester wird von einer zweiten Person, von einer Art Dämon, für seine Zwecke ausgenutzt. Sie wird in einen Blutrausch gebracht und tötet einen Patienten.«

»Aha«, sagte Nicole, der diese Theorie jetzt einleuchtete. »Und dann tritt La Zanuga auf und meint, die Vampirin auslöschen zu müssen, damit diese nicht noch weiteres Unheil anrichten kann.«

»Richtig«, sagte Zamorra. »In diesem Fall würde La Zanuga aber die dämonische Antriebskraft nicht kennen. Sie kennt nur die vermeintliche Vampirin. Und sie rächt sich an ihr auf ihre eigene Weise.«

»Das leuchtet ein«, sagte Bill Fleming. »Und wie sieht die zweite Möglichkeit aus? Deine zweite Theorie, sozusagen?«

»Die ist viel scheußlicher als die erste. Die Zigeunerin könnte selbst der Dämon sein, der die Mädchen ausnutzt, in Hypnose versetzt und zu Vampiren macht.«

»Das wäre ja gräßlich!« rief Nicole aus. »Warum sollte die Alte sich jeweils gleich zwei Opfer aussuchen? Denn darum würde es doch gehen. Zuerst hetzt sie ein Mädchen auf einen Kranken. Und dann tötet sie das Vampirmädchen selbst. Welcher Sinn läge darin?«

Zamorra dachte nach.

»Das weiß ich noch nicht«, sagte er. »Ich kann mir nicht vorstellen, was La Zanuga dazu treiben könnte. Aber wir müssen diese

Möglichkeit ins Auge fassen. Sie ist genauso wenig ausgeschlossen, wie die erste.«

Minutenlang herrschte Schweigen in dem Wagen.

Dann kamen sie an die Stelle, wo die Felsen ein wenig zurücktraten und einen freien Platz neben der Straße ließen.

Heute standen aber keine Touristenautos hier. Dafür sahen Zamorra und seine Begleiter einen grell bemalten Zigeunerwagen stehen. Ein paar schwarzhaarige, bunt gekleidete Kinder spielten davor.

Zamorra hielt an, stieg aus und ging auf den Zigeunerwagen zu.

Er sprach einen Jungen, der das älteste der Kinder sein mußte, an.

Der Junge verstand ihn nicht.

Zamorra wechselte zur spanischen Sprache über.

»Tu padre, chiquito? Donde? Wo ist dein Vater, Kleiner?«

Der Junge zeigte mit der Hand auf den Wagen.

»Der ist da drinnen?« fragte der Professor.

»Si«, machte der Knirps.

»Kann ich mit ihm sprechen?« fragte Zamorra weiter.

Der Junge nickte nur und lief auf den Wagen zu. Nach wenigen Sekunden stieg ein alter Mann mit zerfurchtem Gesicht aus dem Wanderkarren der Zigeunerfamilie.

»Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?« fragte der Zigeuner mißtrauisch.

»Ich bin aus Frankreich und heiße Professor Zamorra. Ich habe nur eine Frage an Sie. Wissen Sie, wo La Zanuga sich aufhält?«

Der Alte schwieg sich zunächst aus und prüfte Zamorra eingehend.

»Ich bin Bezondo«, sagte er. »Ältester meiner Sippe. Ich kenne La Zanuga. Aber weiß nicht, wo sie ist. Niemand weiß es. Wenn Bezondo es nicht weiß, kann es niemand sagen. Sie ist unterwegs, den neuen Vampir suchen.«

Zamorra stutzte.

»Sie wissen, daß sie nach dem Vampir sucht?«

Der Alte nickte kurz.

»Claro«, sagte er. »Natürlich sucht sie den neuen Vampir.«

»Woher wissen Sie, daß schon wieder jemand getötet worden ist?«

»Hab ich gehört in der Stadt. Jeder spricht davon. Ist Grisalda umgebracht worden. Von einem Mädchen. Wie neulich in Vila Tangil. Bezondo weiß alles. Und La Zanuga sucht den Vampir. Muß ihn umbringen, damit nicht mehr Blut fließt.«

»Und wo könnte sie ihn suchen?«

»Oben im Wald. Aber Wald ist sehr groß. Bezondo weiß nicht, wo die Alte sich aufhält. Weiß nur, daß sie den Vampir noch nicht gefunden hat.«

»Woher wißt Ihr das?« fragte Zamorra.

Der Zigeuner grinste und zeigte ein paar seiner abgebrochenen Zähne.

»Kann ihn nicht gefunden haben, den Vampir, La Zanuga.«
»Und warum nicht?«
»Weil niemand das Lied gehört hat«, sagte der Alte.
»Das Lied? Welches Lied denn?« wollte Zamorra wissen.
»Das Lied vom Teufelsauge«, erklärte der Zigeuner. »Wenn Vampir gefunden ist, er muß getötet werden. La Zanuga treibt die Lust nach Blut aus seinem Körper. Da muß sie spielen die Occhiu Draculi. Dann weicht der Dämon aus dem Menschen, der Blut saugen will.«
»Ich danke Euch«, sagte Zamorra und griff in die Taschen. Da fiel ihm ein, daß er nicht daran gedacht hatte, für seinen Aufenthalt in Portugal Geld einzutauschen.
Er zog einen Zehnfrancschein aus der Tasche. Gierig griff der Alte danach.
»Ihr müßt ihn einwechseln lassen«, sagte Zamorra. »Es ist französisches Geld.«
»Aus Geld wird anderes Geld«, sagte der Alte. »Keine Schwierigkeit. Es gibt nur eine schlimme Sache mit Geld in der Welt: kein Geld nämlich. Aber jedes Geld, was der Mensch hat, ist gutes Geld. Kannst du nicht brauchen in einem Land, kannst du es brauchen in anderem Land.«
Da hast du sehr recht, Alter, dachte Zamorra bei sich.
Er winkte dem Alten zu und begab sich zu seinem Citroën zurück.
Nicole hatte sich inzwischen hinters Steuer gesetzt.
»Ich möchte Sie ablösen, Professor«, sagte sie.
»Gern«, meinte Zamorra.
Dann versank er sofort in tiefes Grübeln.
Weder Bill Fleming noch Nicole drangen während der weiteren Fahrt in ihn.
Sie sahen, wie er sein zauberkräftiges Amulett vom Hals nahm und es lange betrachtete.
Er ging alles noch einmal durch, was er zuletzt erfahren hatte.
Dr. Menao hielt Schwester Marghita keinesfalls für eine blutdürstige Person, die sich aus eigenem Antrieb einer solchen Gier hingab.
Nach dem Gespräch mit dem Zigeuner war er sicher, daß La Zanuga bei ihrem Volk als eine Art Rächerin angesehen wurde.
Sollte die zweite Theorie also unmöglich sein? War es unmöglich, daß sie selbst junge Mädchen auf ihre Opfer hetzte?
Dann mußte, der ersten Möglichkeit zufolge, also eine dritte unheimliche Kraft ihre Hand im Spiele haben.
Aber wer oder was war diese Kraft? Wie hieß sie? Und wo hielt sie sich verborgen?
Niemand wußte es.
An diesem Samstag nicht, und am folgenden Sonntag auch nicht.
Zamorra fuhr in Begleitung Nicoles und Bill Flemings den ganzen Tag

über die Gegend zwischen Porto, Amarante und Vila Tangil ab.
Sie fanden keine Spur. Nicht die geringste.
Weder von La Zanuga noch von Schwester Carmela.
Zamorra mußte den Montagmorgen abwarten.

***

Kapitän Idor Capoa war noch nicht lange im Büro, als Zamorra schon eintraf.
Bald darauf klopfte es an der Tür, und auf Capoas »Herein!« betrat La Zanuga den Raum.
»Buenos dias«, begrüßte sie den Kapitän in ihrer Sprache.
»Borns dias«, gab Capoa auf Portugiesisch zurück.
Zamorra sprach sie auf Spanisch an. Zunächst stellte er sich vor.
»Ich bin Professor Zamorra aus Frankreich. Vom Capitano hier habe ich viel über die schrecklichen Vampire in diesem Land gehört. Man sollte gar nicht glauben, daß so etwas in unserer Zeit noch möglich ist.«
La Zanuga trat dicht an Zamorra heran und studierte ihn gründlich.
Ihr einziges, dafür aber überdimensionales Auge prüfte ihn eingehend.
Dann trat die Alte wieder ein paar Schritte zurück. »Es gibt Vampire«, sagte sie. »La Zanuga fängt jeden.«
»Darüber wollte ich mit Ihnen sprechen«, meinte Zamorra. »Ich kann mir nicht erklären, wie Sie innerhalb von kurzer Zeit die blutgierigen Mädchen ausfindig machen.«
»Ist die geheime Kraft von Zanuga«, sagte die Zigeunerin. »La Zanuga weiß, wo der Vampir ist, wenn er ein Opfer getötet hat.«
»Und woran merken Sie das?« fragte der Professor weiter.
»Liegt Geruch von Blut in der Luft. La Zanuga muß suchen. Gehen den Weg, gehen über die Straßen, suchen im Wald. Blutgeruch wird immer stärker. Hat der Vampir einmal Blut getrunken, wird er immer riechen nach Blut.«
»Hör zu, Alte«, mischte sich der Capitano da ins Gespräch. »Das klingt für uns alles ziemlich rätselhaft. Wir müssen genau wissen, wie du den Vampiren auf die Spur kommst.«
»Hab ich gesagt«, meinte die Alte. »Und hast du selbst einmal erlebt, wie ich den Vampir überwunden habe, Capitano.«
»Ja, vor kurzer Zeit«, gab Capoa zu. »Aber was hast du mit dem Mädchen Marghita gemacht?«
»Hab ich vom Felsen hinuntergestürzt«, sagte La Zanuga wahrheitsgemäß.
»Und warum hast du uns nicht Bescheid gegeben, daß du den Vampir gefunden hast?«
»Vampir ist kein Mensch. Vampir gehört nicht vor Polizei«, sagte die

Alte. »La Zanuga kommt wie die Rache. La Zanuga muß töten den Vampir. Sonst kommt er wieder und geht zu neuem Opfer, und holt sich neues Blut, und neuer Schrecken ist im Land, und viele neue Furcht.«

»Gut. Von deiner Warte aus mag das richtig sein. Und nun erzähle mir, wie du jetzt Carmela finden willst.«

»Carmela?« sagte La Zanuga und war ganz erstaunt. »Wer ist Carmela?«

»Carmela Pados«, sagte Capoa. »Sie war Krankenschwester in Amarante.«

»La Zanuga kennt nicht Carmela Pados«, sagte die Zigeunerin.

»Und La Zanuga kennt nicht die Stadt, von der du sprichst, Capitano. Kann ich jetzt meinen Branntwein haben?«

»Du sollst mir erst helfen, Schwester Carmela zu finden«, sagte Capoa.

»Warum mußt du finden dieses Mädchen?«

»Sie hat einen Menschen getötet«, sagte Capoa und beobachtete die Alte genau. Auch Zamorra ließ die schwarzhaarige alte Frau nicht aus den Augen.

»Das geht La Zanuga nichts an«, sagte die Zigeunerin. »Du bist Polizei, Capoa. Du findest Verbrecher, die Menschen sind. Ich finde Verbrecher, die sind Dämon und Vampir.«

»Dann mußt du also Carmela Pados finden«, sagte der Capitano.

Die Alte schien keine Ahnung zu haben.

»Ist sie denn ein Dämon?« fragte sie.

»Ja«, sagte Capoa. »Sie hat einer jungen Frau das Blut aus den Adern gesogen, bis sie tot war.«

»Wer ist das Opfer?« wollte die Zigeunerin wissen.

»Du kennst die Frau vielleicht. Es ist die Grisalda. Frau eines Korkstechers. Sie wohnt oben in der Hütte am Nordhang.«

»La Zanuga kennt nicht die Frau«, sagte die Alte.

»Das macht nichts«, sagte Capoa. »Willst du uns helfen, den Vampir zu finden?«

»Si, si«, beeilte sich La Zanuga zu sagen.

Zamorra glaubte, in den Blicken der Alten eine große, plötzlich einsetzende Freude zu erkennen. Er fragte direkt danach.

»Zanuga, du freust dich ja so«, sagte er. Auch er griff jetzt zu dem vertraulicheren ›Du‹, das der Capitano angewandt hatte. Damit schien man besser an die Alte heranzukommen.

»Ja, La Zanuga freut sich«, gab die Alte zu.

»Und warum so plötzlich?« fragte der Professor.

»Weil sie den Vampir fangen soll«, sagte die Zigeunerin. »Hat er sich versteckt, der weibliche Teufel?«

»Ja, oben in den Wäldern muß er sein«, sagte Capoa.

***

Sie fuhren sofort los.

La Zanuga folgte Capoas Aufforderung und nahm neben einem Beamten im Fond des Polizeiwagens Platz. Nicole Duval und Bill Fleming waren nicht mitgekommen. Zamorra war in seinem Wagen allein.

Zamorra konnte nicht ahnen, wie gut das sein sollte.

Der Professor bat den Kapitän, bei einer der größeren Banken vorbeizufahren. Er wollte sich ein paar hundert Escudos eintauschen.

Und bald darauf sollte er sie gut gebrauchen können.

Die Wagen verließen die Stadt in nordwestlicher Richtung, und zwar auf Anregung La Zanugas.

Auf die Frage Capoas, warum sie nicht in Richtung Amarante oder Vila Tangil fahren sollten, meinte die Alte: »Vampir kennt die Wälder gut. Versteckt sich nur dort, wo Wald und gleichzeitig Wasser ist. Also immer hoch im Wald, und trotzdem nahe am Meer.«

»Meinetwegen«, sagte der Capitano.

»Kannst La Zanuga glauben«, meinte die Alte.

Sie fuhren also die Straße, die nahe am Atlantik entlangführte.

Nach zehn Minuten Fahrt bat La Zanuga, daß der Fahrer anhielt.

»Was gibt es?« fragte Capoa.

»La Zanuga muß aussteigen«, sagte die Zigeunerin. »Muß die Luft prüfen, ob wir die gute Richtung haben.«

Sie stieg aus, schnupperte, nickte mit dem Kopf und stieg wieder ein.

»Hier ist jemand gegangen, der nach Blut riecht«, war ihr ganzer Kommentar.

Nach weiteren zehn Minuten ließ die Alte den Fahrer wieder anhalten.

Sie stieg aus.

In der Ferne, auf halber Höhe zwischen Porto und Vila do Conde, einem beliebten Badeort, konnte man schon den weißen Sandstrand erkennen.

Aber davor, weit in eine kleine Bucht zurückgezogen, erhob sich ein mächtiger Felsen.

»Da oben ist der Vampir«, sagte die Alte.

»Weißt du das genau?« wollte Capoa wissen.

La Zanuga nickte.

»Zigeunerin ist alt. Weiß viel. Weiß genau, wo der Vampir ist. Weil sie ihn riecht.«

Zamorra hatte seinen Wagen auch zum Halten gebracht und kam auf Capoas Fahrzeug zu.

»Was gibt es?« fragte er den Kapitän. »Warum halten wir schon zum zweitenmal?«

»La Zanuga glaubt, die Blutspur des Vampirs in der Luft zu wittern«,

erklärte Capoa dem Professor.
»Nicht glaubt!« protestierte die Alte. »La Zanuga weiß genau!«
»Und was tust du jetzt?« riefen Zamorra und Capoa wie aus einem Munde.
»Wir werden den Berg hinaufsteigen«, sagte die Zigeunerin. »Ihr werdet sehen, daß dort der Vampir ist. Werdet ihn sehen, gierig nach Blut. Er wird euch sofort angreifen, wenn er euch sieht.«
»Und dann?« warf Capoa ein.
»Dann tritt La Zanuga aus dem Wald. Auf den Vampir zu. Spielt das Lied vom Teufelsauge. Treibt den Dämon aus dem Mädchen. Carmela muß tanzen, bis sie tot umfällt.«
»Und dann?« fragte Zamorra jetzt.
»Dann liegt der Vampir leblos am Boden. Lebt aber trotzdem noch. Muß er hinab ins tiefe Meer. La Zanuga wird ihn von der Klippe werfen.«
Zamorra sah nach vorn.
Wer von dieser Klippe ins Meer stürzte, konnte wohl kaum noch identifiziert werden.
Zamorra wurde ein ungutes Gefühl nicht los. Er hatte nichts in der Hand, um La Zanuga zu mißtrauen. Aber er hatte zuviel Gräßlichkeiten und Gemeinheiten in dämonischen Welten erleben müssen, um seinen wachen Sinn nicht zu gebrauchen und nicht skeptisch zu sein.
»Gibt es nur diese Straße bis zu den Klippen dort?« fragte er.
»Si«, sagte der Capitano. »Warum fragen Sie, Señor?«
»Ich muß noch eine Besorgung machen«, sagte Zamorra. »Eine Packung Zigaretten und ein wenig Obst. Ich komme gleich nach.«
»Gut«, sagte Capoa. »Sie werden unseren Wagen links an der Stra- ße geparkt finden. Von dort finden sie gleich den einzigen Weg, der nach oben führt.«

***

Capoa sah sich nicht mehr um. So konnte er auch nicht sehen, daß Zamorra ganz andere Dinge kaufte als nur ein paar Zigaretten.
Der Professor fuhr bis dicht zu einem kleinen Fischerhafen heran.
Die Boote waren längst an Land gezogen. Der frische Fang der Seemänner war an Ort und Stelle bis auf ein paar kleine Reste verkauft.
Zamorra kaufte weder Fisch noch Zigaretten.
Capoa und La Zanuga hätten gestaunt, wenn sie gewußt hätten, welch seltsames Geschäft der fremde Professor hier machte.
Er sprach mit ein paar Fischern. Er zeigte ihnen ein paar Scheine von hundert Escudos. Die Fischer nickten eifrig. Dann überließen sie ihren Frauen die Verkaufsstände mit den Fischen.

Hastig brachten sie ihre Boote zu Wasser und beluden sie mit Netzen.

»Wollt ihr noch mal auf Fang gehen?« fragten ihre Frauen.

Ja, die Männer fuhren auf Fang. Aber sie jagten keine Fische mehr.

Sie halfen Zamorra, eine geniale Idee in die Tat umzusetzen und weit größere und gefährlichere Beute zu machen.

Dann stieg der Professor wieder in seinen Wagen und fuhr mit Höchstgeschwindigkeit davon, um den Polizeiwagen einzuholen.

Nach wenigen Minuten sah er Capoas Fahrzeug am linken Straßenrand stehen.

Sofort stieg er aus und machte sich an seine nicht ungefährliche Kletterpartie.

Capoa mußte ihm, gemeinsam mit La Zanuga und seinen Beamten, trotz der kurzen Pause ein gutes Stück voraus sein.

Lange Zeit sah und hörte der Professor nichts. Das ging fast eine unendlich lange Stunde so. Der Weg wurde immer beschwerlicher.

Es war schon weit über Mittag, als Zamorra die Höhe des Felsens erreichte.

Er kam im rechten Augenblick, um das ganze schaurige Schauspiel mitzuerleben.

Der felsige Weg wendete auf einem großflächigen hohen Plateau.

Zamorra sah La Zanuga und den Capitano etwas über hundert Meter vor sich.

Gerade setzte die Alte an und spielte eine langsame Melodie auf ihrer Geige.

Von einem Vampir war nichts zu sehen. Aber Zamorra sah, noch einmal hundert Meter voraus, Capoas Beamten. Dieser sah links und rechts in die spärlichen Baumgruppen, die sich in dieser Höhe hielten. Mehr aber kämpfte er sich durch ein dichtes Buschwerk, das ziemlich dornig sein mußte. Zur rechten Seite hin fiel der Felsen langsam ab. Dort war wieder dichter Wald.

Der Beamte hatte den Rand dieses Waldes noch nicht erreicht, als ein junges Mädchen unter den Bäumen hervortrat. Da liefen Capoa und die Zigeunerin los.

Und Zamorra hinter ihnen her.

»Zurück, Señor!« schrie La Zanuga auf den Beamten ein. »Zurück! Noch ist der Vampir in ihr!«

Im gleichen Augenblick erkannte Zamorra, wie recht die Alte hatte.

Trotz der Entfernung sah er die Blutgier in den Augen des Mädchens. Das mußte Carmela Pados sein. Er sah, wie ihre Lippen sich zu einem Grinsen verzerrten und dann einen Schrei ausstießen. Er konnte nichts hören. Aber er wußte, was das Mädchen schrie. Sie rief dem Beamten zu, ihr nicht näher zu kommen.

Aber der Beamte ging unbeirrt auf das Mädchen zu. Es war doch nicht auszudenken, daß das junge, blühende Mädchen in dem

prächtigen weißen Kleid es mit ihm aufnehmen würde.

Er wurde bald eines anderen belehrt.

Er war zwei Schritte nähergetreten. Da schoß das Mädchen auf ihn zu und krallte ihm die Fingernägel in den Hals.

Gerade wollte sie sich anschicken, ihre Zähne in den Hals des Mannes fahren zu lassen, als La Zanuga die Melodie auf ihrer Geige wechselte.

»Occhiu Draculi!« schrie sie wie besessen. Und sofort ließ das Mädchen von dem Mann ab, der aufs Haar ihr neues Opfer geworden wäre.

Capoa stand wie gelähmt. Er wäre unfähig gewesen, seinem Untergebenen zu Hilfe zu gelangen.

La Zanuga spielte wie ein Dämon. Und es war wirklich eine dämonische Melodie, die auch den Kapitän in ihren Bann zog.

Erstaunt sahen Zamorra und der Capitano, wie der Vampir zu tanzen anfing. Er war gepackt von La Zanugas Melodie, und man konnte schon jetzt erkennen, daß das Lied vom Teufelsauge ihn bald ganz besitzen würde.

»Tanz, du Vampir!« schrie La Zanuga Carmela entgegen. Ihre Stimme war rauh wie der Wind auf der Höhe der Felsen.

»Jetzt, Capitano, paß auf!« rief die Alte. »Das Mädchen soll tanzen. Soll stampfen den Takt. Soll schwitzen viele Liter Schweiß. Wird heißer und heißer, und das Lied wird den Dämon aus ihr treiben. Sollst sehen, wie sie zusammenbricht. La Zanuga wird den Vampir besiegen mit ihrer Melodie.«

Und so kam es auch. Wilder und wilder wurde der Tanz. Schneller und schneller drehte sich Carmela im Takt, dem sie nicht mehr entrinnen konnte.

Die Zigeunerin war fast so erschöpft wie das Mädchen, als sie den Bogen ihrer Geige sinken ließ. Da sahen Capoa und Zamorra, wie Carmela mit einem markerschütternden Schrei sich aufbäumte und gleich darauf zusammenbrach.

Zamorra wollte loseilen. Aber die Alte hielt ihn zurück.

Capoas Beamter kam eilends zurückgelaufen. Er hatte die ganze Zeit über stumm und starr vor dem tanzenden Mädchen gestanden, so sehr hatte ihn das Schauspiel in seinen Bann gezogen.

Da legte La Zanuga die Geige auf den Boden und ging langsam auf das Mädchen los.

Die anderen sahen, wie die Alte die Arme des Mädchens vom Boden aufhob. Sie sanken sofort wieder nach unten.

»Sie ist wirklich tot«, stammelte Capoa. »Da sehen Sie selbst, Professor, was La Zanuga für übernatürliche Kräfte besitzt.«

»Wahrscheinlich«, sagte Zamorra. Er dachte gar nicht so sehr an das, was er im Augenblick beobachtete. Er dachte an große Fischernetze.

Und er fragte sich, ob die Fischer seinen Auftrag früh genug ausführen konnten. Jetzt hob La Zanuga den leblosen Körper des Vampirs auf. Das Mädchen dürfte keine schwere Last für die stämmige alte Zigeunerin sein.

La Zanuga ging auf den Wald zu und verschwand mit dem Mädchen.

»Sie geht zum Rand der Klippen«, kommentierte Capoa. »Sie will den Dämon wie wir die menschlichen Verbrecher jagen. Sie hat den Dämon gestellt. Und sie hat ihn zur Strecke gebracht. Nun muß sie ihn opfern. Wirft man den Leichnam ins Meer, so kann der Vampir nicht mehr wiederkommen.«

»Aberglaube«, sagte Zamorra. Er wußte jetzt schon mehr. Er war sich ziemlich sicher. Er faßte unters Hemd, dahin, wo sein Amulett hing. Die zauberhafte Wärme, die von dem Schmuckstück ausging, sollte ihn nicht trügen.

Drei Minuten, vier Minuten vergingen. Dann trat La Zanuga wieder aus dem Wald. Vorn, an der anderen Seite der Klippen.

Ihr Schrei war bis hierher zu hören. Zamorra und Capoa sahen, wie der leblose, schmächtige Körper Carmelas einen weiten Bogen durch die Luft beschrieb.

Dann war er vor ihren Augen verschwunden. »Den Vampir sind wir los«, sagte Capoa. »Wir können uns an den Abstieg machen.«

»Und La Zanuga?« fragte Zamorra.

»Die kommt von allein. Die wird sich schon melden. Ich wette, daß sie jetzt in den Wäldern bleiben möchte. Wenn sie ihren Branntwein braucht, wird sie sich melden.«

»Ich bleibe noch«, sagte Zamorra. »Ich möchte noch etwas untersuchen.«

»Aber Señor«, meinte Capoa etwas geringschätzig. »Hier gibt es nichts mehr zu untersuchen. An dem ganzen Fall nicht. Und an der Leiche des Vampirs auch nicht mehr. Der ist bei dem Sturz von den Klippen zerschunden worden. Und der Aufschlag aus dieser Höhe aufs Meer hat sein übriges getan.«

»Trotzdem, Capitano«, sagte Zamorra ausweichend. »Ich bin vielleicht nur einmal in meinem Leben hier. Ich möchte mich noch weiter umsehen. Wenn ich etwas Neues weiß, gebe ich Ihnen Bescheid.«

»Ich werde umsonst warten«, sagte Capoa mit einem spöttischen Lächeln.

»Wer weiß«, sagte Zamorra nur. Dann sah er Capoa und dem Beamten nach, wie sie langsam nach unten stiegen, bis sie in einer schmalen Schlucht verschwanden.

***

Zamorra wollte den Kapitän in dem Glauben lassen, daß er sich hier

oben, auf dem Gipfel der Felsen, noch etwas umsehen wollte. Aber er hatte etwas ganz anderes vor.

Als er sicher war, daß Capoa einen guten Vorsprung hatte, machte er sich selbst an den Abstieg.

Es war schwerer, den Felsen hinunterzuklettern, als den Aufstieg zu wagen. Überall lag Geröll herum. Jeder Schritt konnte die Füße ins Rutschen bringen. Zamorra mußte vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzen.

Nach mehr als einer Stunde hatte er endlich die Straße erreicht. Es war so, wie er gedacht hatte. Keine Spur mehr von Capoa und dem zweiten Beamten. Sie waren bestimmt gleich zurück nach Porto gefahren.

Zamorra wollte es trotzdem nicht darauf ankommen lassen, beobachtet zu werden. Er nahm deshalb nicht die Straße nach Porto zurück. Er fuhr weiter in Richtung Norden, bis er das Felsenmassiv hinter sich hatte. Dann wandte er sich nach links und setzte den Wagen sanft auf dem breiten weißen Strand auf.

Er hatte nicht weit zurückzugehen. Die Felsen zeigten ihm den Weg. Schon nach einer Viertelstunde Fußmarsch hatte er den nördlichen Ausläufer der Klippen erreicht.

Dann sah er auch schon, was er zu sehen gehofft hatte. Die Fischer hatten ganze Arbeit geleistet. Sie hatten sich ihre paar hundert Escudos redlich verdient.

Über eine Breite von nahezu fünfzig Metern waren Pflöcke in den Sand gestemmt worden. Und zwischen den Pflöcken hingen Dutzende riesiger Fischernetze.

Der dunkle Punkt in der Mitte dieser Netze mußte Carmela sein!

Zamorras Berechnung war also aufgegangen. Die Netze hatten verhindert, daß der Körper des Mädchens auf dem Strand aufschlug oder noch weiter hinausgetragen wurde. Die schräg gespannten, hohen Netze hätten auch dies verhindert.

Aber das Mädchen mußte beim Sturz mehrmals gegen die Felsen geschlagen sein.

Zamorra lief, so schnell er konnte.

Er sprang auf einen der steinigen Ausläufer vor dem Strand und ging auf die Stelle zu, wo er den Körper des Mädchens wahrgenommen hatte.

Carmela lebte noch. Sie atmete schwer. Sie schien sich alle Arme und Beine gebrochen zu haben.

Aber sie reagierte, als Zamorra sie ansprach.

»Señorita«, sagte der Professor leise. »Schwester Carmela! Hören Sie mich?«

Da öffnete das Mädchen die Augen. Und erst jetzt, im Kontrast zu der dunklen Farbe ihrer Pupillen, erkannte Zamorra die Leichenblässe im

Gesicht der jungen Schwester.

Aus ihren Wangen war jedes Blut gewichen! Sollte er doch recht haben? War seine Vermutung richtig? Das Mädchen vermochte kaum zu sprechen.

Vorsichtig, um ihr nicht die geringsten Schmerzen zu verursachen, drehte er Carmelas Kopf hin und her. Da sah er die Bißwunden links am Hals und im Genick.

Ein Mädchen, das von dämonischen Kräften zum Vampir gemacht worden war, war von einem anderen Vampir ausgelöscht worden!

Auf scheußliche Weise für die abgründigsten Zwecke mißbraucht!

Und dann ausgelöscht! Gerichtet für eine Tat, die es ohne eigenes Wissen begangen hatte!

Zamorra wußte genug. Nur mechanisch vergewisserte er sich noch.

»Carmela«, sprach er leise auf das Mädchen ein. »Wer hat das getan? War es La Zanuga?«

Das Mädchen nickte. Dann stöhnte sie auf. Zamorra befürchtete, daß es ihr letztes Stöhnen, ihr letztes schmerzhaftes Aufbäumen sein könnte. Er mußte sich beeilen. Er mußte versuchen, noch endlich ärztliche Hilfe heranzuschaffen.

»Waren Sie bei der Grisalda?« fragte er schnell.

Carmela nickte wieder.

»Und wollten Sie das? Haben Sie sich das selbst ausgedacht?«

»Ich… wußte es nicht …« stammelte das Mädchen unter größter Anstrengung. »La Zanuga … der Wein … das Blut im Wein … die Kräuter …«

Da wußte Zamorra genug.

Er lief davon, als wären sämtliche Dämonen und Rachegeister der Hölle hinter ihm her.

Er sprang in den Wagen, den er in der Eile nicht einmal abgeschlossen hatte. Dann fuhr er zurück. In Richtung Porto.

In dem Fischerdorf, wo er die Männer zum Aufspannen der Netze engagiert hatte, fand er eine kleine Taverne mit einem Telefon.

Er ließ sich erstens mit der nächsten Unfallstelle verbinden und gab den Ort an, wo die Sterbende lag.

»Jaja«, sagte er. »Sie haben durch den Capitano schon von dem Absturz gehört! Aber seien Sie doch etwas mehr aufmerksam, Señor! Ich habe den tödlichen Absturz, zumindest unmittelbar, verhindern können. Fahren Sie schnell zu der angegebenen Stelle. Das Mädchen lebt noch! Ja! Wenn ich es Ihnen doch sage! Ich habe soeben mit Carmela Pados gesprochen. Beeilen Sie sich.«

Dann ließ er sich mit dem ›Ambassador‹ in Porto verbinden. Gab die Nummer von Nicole Duvals Hotelzimmer an.

»Nicole, sind Sie es? Gut! Hören Sie zu und beeilen Sie sich. Ich erwarte Sie in wenigen Minuten bei Kapitän Capoa. Wie bitte?… Ganz

recht, in seinem Büro in der Präfektur. Alles Weitere dort.«

Er hängte auf. Schnell trank er einen Kaffee, den die Wirtin inzwischen gebraut hatte.

Scheußlich, dachte er. Ein scheußlicher Kaffee. Mit siebzig Prozent Zichorie und einer halben Kaffeebohne. Wie zu Hause. Wie in einem echten Pariser Café.

Na ja. Wenigstens erinnerte ihn etwas an seine Heimat. Aber er sehnte sich nach einer Tasse Kaffee, Marke Nicole Duval. Gezaubert in der Kaffeemaschine, die in dem Château de Montagne stand.

Zamorra zahlte und fuhr weiter. In halsbrecherischer Fahrt legte er die restlichen Kilometer bis nach Porto zurück. Mit quietschenden Reifen hielt er vor der Präfektur. Das Geheule der Bremsen und Reifen war so ohrenbetäubend, daß Capoa in seinem Büro an einen Unfall glaubte.

Er schoß aus der Tür, als Zamorra seinen Citroën verließ.

»Sie, Señor Professor?« sagte er mit grenzenlosem Erstaunen.

»Was ist los mit Ihnen? Erst schicken Sie mir diese reizende Señorita ins Büro, ohne daß sie oder ich eine Ahnung haben, welchen Grund es dafür gibt. Und nun fahren Sie mit einem Getöse hier vor, daß man glauben muß, Sie hätten einen ganzen Leichenzug überfahren. Was gibt es denn?«

»Darf ich eintreten?« lenkte Zamorra ab. »Ich möchte die Geschichte nur einmal erzählen. Für Sie und Mademoiselle Duval gemeinsam.«

»Aber bitte, si si«, sagte Idor Capoa. »Kommen Sie herein.«

»Bringen Sie eine Überraschung?« fragte Nicole Duval, als Zamorra eintrat. Sie verlor auch jetzt ihre Ruhe nicht, obgleich sie ahnte, daß der Professor etwas ganz Ungewöhnliches entdeckt haben mußte.

Nicole schlug ihre so gut gebauten Beine übereinander, die es nahezu jedem Mann unmöglich machten, dienstlich zu bleiben.

Zamorra setzte sich und erzählte mit kurzen Worten, was vorgefallen war.

»Ich habe Carmela gefunden«, war sein erster Kommentar.

Capoa, der im Begriff war, sich ebenfalls zu setzen, sprang sofort auf seine Füße zurück.

»Unmöglich!« sagte Capoa. »Ich habe selbst gesehen, wie La Zanuga den leblosen Körper über die Klippe geworfen hat. Und außerdem waren Sie ja selbst dabei, Señor Professor.«

»Gut«, gab Zamorra zurück. »Wir haben also den scheinbar leblosen Körper hinter den Klippen verschwinden sehen. Das ist aber auch alles.«

»Ich bitte Sie, Professor!« sagte Capoa fast beleidigt. »Was kann ein toter Körper schon tun, wenn er dort hinunterstürzt? Er wird gegen die Klippen geschleudert, und anschließend hinab ins Meer.«

»In diesem Falle nicht«, sagte Zamorra. »Der Körper des Mädchens

war erstens nicht leblos. Die Krankenschwester lebte noch, als sie hinunterstürzte.«

»Unmöglich!« rief der Capitano wieder aus.

»Doch!« sagte Zamorra. »Sie muß ja bei dem Sturz noch gelebt haben.«

»Und warum?« sagte Capoa ein wenig spitz.

»Ich hätte sonst vor etwa einer Viertelstunde nicht mit ihr sprechen können.«

Jetzt sah Capoa so aus, als sei er von einem überirdischen Wesen behext worden.

Er verstand nichts mehr. Und Zamorra wollte diesem Zustand ein Ende machen. Er berichtete alles, was sich zugetragen hatte. Er erzählte, wie er die Fischer angeheuert hatte, vor den Klippen ein riesiges Gewebe aus Netzen aufzustellen. Wie er Carmela gefunden hatte. Und was er von ihr noch erfahren konnte.

»Also La Zanuga?« sagte Capoa.

»Ja«, antwortete Zamorra. »Ich hatte sie sehr bald nach meinem Eintreffen schon in Verdacht. Aber mir fehlte ein Beweis. Aus Ihren Berichten wußte ich, daß Sie einem der Racheakte der Alten persönlich beigewohnt hatten. Aber sie haben die Zigeunerin minutenlang aus den Augen verloren.«

»Si si, das ist richtig«, sagte Capoa.

»Drei oder vier Minuten sind für einen geübten Vampir genügend Zeit, um einen Menschen aus dem Leben in den Tod zu befördern. So war es auch heute wieder. Die alte Hexe hat sich in der kurzen Zeit, wahrend sie das Mädchen durch den Wald trug, über Carmela hergemacht und ihr Blut ausgesaugt. Nur hat sie nicht gedacht, daß Carmela noch nicht tot war. Es wird die übermenschliche Anstrengung des Tanzens gewesen sein, das sie in einen todesähnlichen Zustand versetzt hatte. Und dazu kam der Schreck durch den Überfall der Zigeunerin.«

»Ja«, sagte Capoa leise. »So muß es gewesen sein. Und nun bleibt uns die entsetzlich schwere Aufgabe, nicht kleine Mädchen zu finden, die man zu Vampiren gemacht hat, sondern die Haupttäterin selbst. Ein raffiniertes altes Weib, das zuerst seine Opfer in den Blutrausch trieb.«

»Ja«, bestätigte Zamorra. »Nach allem, was ich von Carmela noch erfahren konnte, muß sie die Opfer mit Hilfe von Wein betäubt haben. In diesem Wein muß Blut gewesen sein. Und eine verteufelt ausgeklügelte Mischung von Kräutern, die einen Blutrausch hervorrufen. Aber das wird uns La Zanuga bald selbst gestehen müssen.«

»Wie bitte?« fuhr Capoa auf. »Sie glauben doch nicht etwa, daß wir diesen Santansbraten fangen können?«

Der Capitano ging zu einer Landkarte, auf der das nördliche Drittel

Portugals abgebildet war.

»Sehen Sie«, sagte er. Er zeichnete mit den Fingern ein Dreieck, an dessen Enden die Städte Porto, Amarante und Vila Tangil lagen.

»Das dürfte ein Gebiet von mehr als hundert Quadratkilometern sein«, sagte er resigniert. »Was meinen Sie, wieviel tausend Polizisten ich auf dieses eine Hexenweib ansetzen müßte? Unmöglich, Señor. Ganz unmöglich.«

»Es ist auf andere Weise möglich«, sagte Zamorra. »Wir brauchen keinen einzigen Polizisten dazu.«

»Ach, Unsinn!« sagte Capoa tadelnd. »Die Stunde und die Geschehnisse sind verteufelt ernst genug, um Witze zu reißen, Señor.«

»Aber entschuldigen Sie, Capitano«, meinte Zamorra. »Ich meine das ganz im Ernst, was ich sage. Schließlich habe ich von der Untat im Hospital von Vila Tangil schon gewußt, als Sie hier, ganz in der Nähe des Tatorts, noch keine Ahnung davon hatten. Was ich aus der Ferne erkennen kann, habe ich noch immer am Tatort lösen können. Verlassen Sie sich auf meine Sekretärin und mich.«

Als wäre das ein Stichwort für Nicole Duval, meldete diese sich jetzt zum erstenmal zu Wort.

Sie gab einen reichlich erstaunlichen Satz von sich. Zumindest für den Capitano Idor Capoa.

»Ich werde Krankenschwester«, verkündete sie.

»Wie bitte, was?« sagte Capoa stammelnd.

Aber Zamorra hatte seine wie immer zuverlässige Sekretärin sofort verstanden.

»Die Señorita hat recht, Capitano«, sagte er. »Wir haben eine Chance. La Zanuga glaubt doch, daß Carmela Pados tot ist?«

»Si si, das muß sie ja glauben.«

»Also wird sie sich weitere Opfer aussuchen. Und nach den Erfahrungen der letzten Zeit sucht sie sich immer Krankenschwestern aus. Also wird Mademoiselle Duval sich als solche verkleiden. Und ich werde sie zu allen Krankenhäusern und Privatkliniken der Umgebung fahren, sie wird kommen und gehen wie jemand vom Personal. Marghita Golvez war ein hübsches Mädchen. Carmela Pados war ein sehr hübsches Mädchen. Es würde mich wundern, wenn die Zigeunerin nicht Lust auf das Blut von Nicole Duval hätte. Denn sie ist ein überaus schönes Mädchen, wie Sie zugeben müssen.«

Der Capitano nickte halb zustimmend und halb abwesend.

»In Ordnung«, sagte er schließlich. »Was soll ich für Sie tun?«

»Sie dürfen mir binnen einer Stunde die Anschriften sämtlicher Häuser und Kliniken auf einer Liste überreichen, die in Frage kommen. Und den dazugehörenden Chefärzten meinen Besuch ankündigen. Schaffen Sie das?«

Capoa begann zu schwitzen. Aber dann begann er zu laufen.

Klein, aber flink, wie er war. Er hetzte sämtliche verfügbaren Beamten an die Telefone. Er teilte ein. Einer übernahm die Stadt Porto. Einer die Ortschaften östlich der Hafenstadt. Einer die Badeorte an der Küste entlang. Und so weiter.

Er vollbrachte das kleine Wunder.

Nach einer Stunde hatte Zamorra die Anschriften sämtlicher Hospitäler und Privatkliniken aus der Umgebung in der Hand.

»Kommen Sie, Nicole«, sagte er. »Wir müssen noch eine Schwesterntracht für Sie aussuchen. Sehr schick muß sie sein, und sehr aufreizend für einen der gefährlichsten Vampire, dem ich je begegnet sein dürfte.«

Zamorra spürte, wie Capoa sichtlich erleichtert war, als er sich mit Nicole verabschiedete. Und der Professor wußte, woher ihm diese Erleichterung kam. Es war schon nicht leicht, sich mit Dieben und schlimmerem Gesindel abzugeben. Aber den Kampf gegen Dämonen soll man denen überlassen, die im Umgang mit ihnen geübt sind. Die über größere Kräfte verfügen. Und über mehr Gelassenheit.

***

Es kam Zamorra sehr zustatten, daß er seinen Wagen zur Verfügung hatte.

Mehrere Tage lang durchkreuzten er und Nicole sozusagen das ganze Gebiet zwischen den genannten Städten. Zwischen Porto, Amarante und Vila Tangil.

In diesem Gebiet, das auf der Landkarte ein Dreieck bildete, gab es genau sechsundzwanzig kleinere und größere Hospitäler, die Privatkliniken eingerechnet. Die Mehrzahl beider war natürlich dort zu finden, wo die größte Bevölkerungsdichte zu verzeichnen war. Das war in der Hafen- und Weinstadt Porto selbst.

Zamorra und Nicole Duval gingen mit größter Vorsicht zu Werke.

Sämtliche Ärzte und Schwestern waren in Zamorras Unternehmen eingeweiht. Sie hatten alle Stillschweigen gelobt, um dieses Vorhaben nicht zu gefährden und La Zanuga den Plan nicht zu verraten, mit dessen Hilfe man die Alte überführen wollte. Vier Tage lang geschah nichts. Schon frühmorgens fuhr Zamorra mit seiner Sekretärin los. Er hielt jeweils einige hundert Meter vor einem Hospital, ließ Nicole aussteigen und fuhr dann weiter.

So hatte seine junge Sekretärin Gelegenheit, in des Wortes bestem Sinn aufzufallen. Ihr Bestreben, neben ihrer natürlichen Schönheit auch noch durch schicke Frisuren und ein zauberhaftes Make-up zu wirken, dürfte ihre Anziehungskraft bald in der ganzen Gegend bekannt machen.

Es wäre schon sonderbar, so rechnete sich Zamorra aus, wenn die alte Zigeunerin, die es nach dem Blut von so hübschen Mädchen

gelüstete, nicht auf irgendeine Weise von der Anwesenheit Nicoles hören würde.

Aber die ersten vier Tage brachten keinen Erfolg.

Die Woche verging. Nicole ging betont langsam durch die Straßen aller Ortschaften in der Umgebung. Sie hielt sich nie lange in den einzelnen Hospitälern auf. Sie kam wieder heraus, betrat ein Geschäft, ging zum Hospital zurück, um es bald wieder zu verlassen.

Sie handelte nach ihrem gemeinsamen Plan mit Zamorra, sich möglichst viel auf der Straße zu zeigen.

Dann am kommenden Samstag, fühlte sie sich plötzlich verfolgt.

Sie war kaum aus der Privatklinik eines Professors mit Namen Paco Jorgez getreten, als sie leise schlurfende Schritte hinter sich hörte.

Sie sah sich nicht um. Sie ging weiter. Und das war das einzig Richtige, was sie tun konnte.

Blitzschnell rechnete sie sich aus, daß La Zanuga – falls es sich um die Alte handelte – sie nicht auf offener Straße ansprechen würde.

Nicole griff zu einer List. Wenn nicht nur La Zanuga ihr selbst auf der Spur war, sondern Nicole auch endlich die alte Zigeunerin ausfindig machen könnte, dann durfte sie die Spur nicht wieder verlieren.

Was Nicole in den folgenden Minuten tat, grenzte an die Meisterleistung einer Schauspielerin, die bald ein großer Star werden sollte.

Nicoles Weg führte an einem kleinen Hospital vorbei, in dem sie erst vor drei Tagen »gearbeitet« hatte. Sie ging kurzerhand in das Gebäude.

Als sie herauskam, hatte sie ihre Schwesterntracht mit einem privaten Sommerkostüm vertauscht. Gleich auf den ersten Blick mußte jeder, der das Mädchen beobachtete, vermuten, daß ihr Dienst zu Ende war und sie ihre Freizeit genießen wollte.

Und wieder hörte sie die eigentümlichen, schlurfenden Schritte hinter sich. Zielbewußt ging Nicole in die Richtung, in der sie die Hütte Grisaldas wußte. Die Schritte hinter ihr kamen näher, verharrten wieder, folgten ihr.

La Zanuga machte immer ein paar Schritte, um Nicole nicht aus den Augen zu verlieren. Dann versteckte sie sich im Schutz eines Baumes oder hinter einem der spärlichen Büsche.

Nicole ging weiter. Nach weiteren fünfzehn Minuten hatte sie die Hütte Grisaldas erreicht. Sofort trat sie ins Innere.

Hier handelte sie blitzschnell. Hier setzte der Höhepunkt ihrer Meisterleistung ein. Sie wußte, daß Zamorra ihr mit Bill Fleming folgte.

Sie verließ sich darauf, daß die beiden Männer sofort eingreifen würden, wenn ihr Gefahr drohen sollte.

Blitzschnell zog sich Nicole ein paar ihrer Haarsträhnen über die

Stirn und vors Gesicht. Dann stimmte sie eine Art Klagegeheul an.

Sie raufte sich immer wieder die Haare, stampfte mit den Füßen auf den Boden, wirbelte herum und machte einen völlig verzweifelten Eindruck.

Als sie für einen Augenblick innehielt und zum Eingang sah, stand La Zanuga im Türrahmen.

»Was bist du so wild, so traurig, schönes Mädchen?« fragte die Alte.

Nicole stöhnte.

»Du!« schrie sie wie von Sinnen. »Du hast sie mir weggenommen! Du hast sie mir geraubt!«

»Von wem sprichst du, feines Mädchen?« fragte die Alte und trat näher. Nicole fühlte den Blutdurst der alten Zigeunerin fast körperlich.

Sie unternahm übermenschliche Anstrengungen, um ihren Plan der Alten nicht zu verraten. Und es gelang ihr. Die Alte schien so versessen auf das Blut und das Leben dieser wunderschönen jungen Person, daß sie an nichts anderes mehr dachte.

Ihr Auge glühte mordlustig und gierig nach Blut.

»Wen meinst du?« fragte sie wieder.

»Hier hat Grisalda gewohnt!« schrie Nicole auf die Zigeunerin ein.

»Und ich bin gekommen, um ihr Blut zu trinken! Mir ist jemand zuvor gekommen! Und ich will wissen, wer es ist!«

Die Alte kam näher. Mit gierig gefletschten Zähnen.

»Kannst nicht haben das Blut der Grisalda«, sagte sie, daß Nicole erschauerte. »Blut von Grisalda hat ein anderes Mädchen getrunken. Hieß Carmela, das Mädchen. Aber hör, was La Zanuga dir sagt. Grisalda war jung, aber krank. Kann ich dir zeigen schöneres Mädchen, jung und gesund. Wenn du haben willst Blut und Leben von ihr, dann führt dich La Zanuga.«

Nicole starrte die Alte so an, daß La Zanuga überzeugt war, einen Vampir vor sich zu haben.

»Willst du mich wirklich führen?« fragte Nicole. Unheimlich glänzte das große Auge der Zigeunerin auf.

»Führt dich La Zanuga zum Blut, das du brauchst. Wohnt nicht weit vor der Stadt, das Mädchen. Kannst es haben von mir.«

»Schnell, alte Freundin!« sagte Nicole. »Schnell, zeige mir, wo das Mädchen wohnt. Wenn ich nicht Blut sehen kann, wenn ich nicht trinken kann, bin ich in einer Stunde verdurstet.«

Nicole gab ihren Augen einen vollkommen wirren, verstörten und gierigen Ausdruck.

Und La Zanuga fiel auf Nicoles Schauspiel herein! Sie dachte nicht an ihren verführerischen Zaubertrank mit dem Wein, in den sie Blut mischte. Sie brauchte keine Kräuter, die des Mädchens Sinne reizen und verwirren sollten!

Sie glaubte, den schönsten und blutrünstigsten Vampir aller Zeiten

vor sich zu haben.
Gleichzeitig roch sie den feinen mädchenhaften Duft um Nicoles schönen Körper. Sie selbst hatte es eilig, an das Blut dieses verführerisch hübschen Mädchens zu kommen.
Sie ließ alle Vorsicht außer acht.
Sie ging vor Nicole her, wies ihr den Weg.
Bald hatten sie den Weg in die Korkeichenwälder erreicht.
Nicole sah sich mehrmals um. Sie sah etwas Helles hinter Bäumen oder Büschen verschwinden.
Das beruhigte sie. Zamorra war auf der Hut und bewachte sie zuverlässig.
Plötzlich öffnete sich der Wald vor La Zanuga und Nicole.
Zu ihrem Erstaunen sah Zamorras Sekretärin, daß hier, auf der Felsenspitze, eine kleine Siedlung war. Nicht mehr als fünfzig oder sechzig Häuser, eng an den Felsen geschmiegt.
Von hier aus hatte man einen herrlichen Ausblick über die Weite des Ozeans.
Aber Nicole dachte nicht an Aussichten und Urlaubergefühle. Sie wußte sich ihrem Ziel so nah, daß sie alle Gedanken auf diesen einen Punkt konzentrierte.
Als sie in die erste Gasse der kleinen Siedlung einbogen, erkannte sie die Ortschaft plötzlich wieder.
Hier war sie schon gewesen! Hier gab es einen Arzt, der eine kleine Praxis führte und auch einen winzigen Krankensaal mit sechs Betten hatte. Für die ganz leichten Krankenfälle, wo die Patienten nicht ins Hospital der Großstadt gebracht werden mußten.
Und La Zanuga machte vor der Klinik des Arztes Halt!
Besser konnte Nicole es sich nicht wünschen.
»Geh, Mädchen!« sagte die Alte beschwörend. »Geh in den kleinen Saal. Liegt ein feines, blasses Mädchen im ersten Bett an der rechten Seite. Muß sterben in vier bis fünf Wochen. Ist schade um ihr junges Blut, denn es ist süß und schwer. Soll ich dir geben von meinem Wein, daß dir das Blut schmeckt?«
»Nein, keinen Wein!« rief Nicole aus. Fast hätte sie sich bei dem Gedanken geschüttelt, den mit Blut vermischten Wein der alten Hexe trinken zu müssen. Nein, La Zanuga brauchte ihren Wein nicht, und sie brauchte nicht ihre Geige, die sie unter einem der schweren Reifröcke in ihrer Tasche trug.
»Trink, Mädchen«, sagte die Alte mit krächzender Stimme. »Und hinterher zeige ich dir, wo du dich verstecken kannst.«
»Verstecken?« fragte Nicole und spielte ihre Verständnislosigkeit ganz vortrefflich.
»Mußt dich verstecken, schönes Mädchen. Mußt dich hüten vor dem Capitano in der Stadt, der jeden Vampir jagt. Und mußt dich vorsehen

vor dem unheimlichen Franzosen, dem Zamorra. Professor ist er, und mehr als gefährlich. Nun geh, Mädchen, und trink dich satt mit feinem warmem Blut.«

Nicole mußte läuten. Eine Schwester öffnete. Als Zamorras Sekretärin sich umsah, war Zanuga verschwunden. Wie vom Erdboden verschluckt.

Aber sie war nicht weit entfernt. Im Schutze einer Gartenlaube konnte sie das Fenster des Krankensaales beobachten.

Nicole ließ sich zum Arzt der kleinen Klinik führen. Sie brauchte keine halbe Minute, um ihm auseinanderzusetzen, was sie vorhatte und was auf dem Spiele stand.

Der Arzt führte sie in den kleinen Krankensaal. Schnell erklärte er den wenigen Patienten, daß sie sich über nichts wundern sollten, was in den nächsten Minuten geschehen würde.

Und dann hörte jeder die entsetzlichen Todesschreie eines bis aufs äußerste gepeinigten Menschen.

Für die Patienten war es nicht leicht, sich zu beherrschen und die Nerven zu behalten.

Nicoles Schrei waren so echt wie die spitzen, schrillen Schreie eines zu Tode Gepeinigten.

Dann ließ sie vier Minuten vergehen. Der Arzt trat auf sie zu und bot ihr ein Tuch an. Auf dem Tuch war ein roter Fleck.

»Was ist das?« fragte Nicole.

»Ein wenig Likör«, meinte der Arzt trocken. »Und daß es mehr nach Blut aussieht, habe ich ein wenig Vierfruchtmarmelade hinzugegeben. Bitte, bedienen Sie sich. Es soll ja alles echt aussehen.«

Nicole bediente sich.

Mit ein paar schnellen Griffen wischte sie sich mit dem Tuch über Lippen und Zähne. Der blutgierige Vampir, das lüsterne Unwesen war fertig und perfekt.

Nicole bedankte sich und verließ das Haus. Sie ging auf den Wald zu.

Und sie hörte La Zanuga hinter sich. Es waren die gleichen, schlurfenden Schritte wie vorhin.

Dann tat sich der Wald auf, und eine kleine Wiese zeigte sich. Nur ein kleines Quadrat von etwa zehn mal zehn Metern.

Nicole blieb stehen.

Da hörten die Schritte hinter ihr auf.

Schnell drehte das Mädchen sich um. Und sah La Zanuga. Grimmig, gräßlich und drohend.

»Hast Blut getrunken, schönes Mädchen?« fragte sie.

»Ja«, sagte Nicole.

»Hat sich gewehrt, das andere Mädchen. La Zanuga hat alles gehört. Hast aber tapfer gekämpft, mein Kind. Und nun sollst du tanzen. He, Heischa! Xaxa!« schrie die Alte.

Sie setzte ihre Geige an und begann mit dem Occhiu Draculi, dem alten, geheimnisvollen Lied vom Teufelsauge, das den Vampir aus dem Menschen vertreibt.

Aber Nicole stand vollkommen still. Stumm und steil, wie eine Kerze.

Aufrecht und sicher.

Sie hatte einen Zipfel des hellen Anzugs von Zamorra hinter den Bäumen erkannt. Nur wenige Meter hinter der Alten.

Immer wilder spielte die einäugige Zigeunerin. Immer verwunderter wurde der Blick ihres unheimlichen Auges.

»Tanz doch, Mädchen! Tanz! Hast Blut getrunken, mußt nun dein Blut geben! Ich treibe dir dein Leben aus mit meinem Lied, und ich trinke dein Blut.«

»Du wirst mein Blut nicht trinken«, sagte Nicole Duval.

»Ha?« schrie die Hexe grimmig auf. »Und warum nicht, schönes Mädchen? Kannst du mir sagen, warum du La Zanuga widerstehst?«

»Ja, du gemeine, dämonische, widerliche alte Hexe!« schrie Nicole zurück. »Ich werde nicht tanzen, weil dein Lied nicht auf mich wirkt. Ich habe deinen Wein nicht getrunken, in den du Blut und betäubende Kräuter mischst. Und ich bin nicht Schwester Marghita und nicht Schwester Carmela. Ich habe nicht Blut getrunken wie sie. Ich bin dir nicht verfallen wie sie. Du hast keine Macht über mich, La Zanuga. Und mit deinem gemeinen Zauber ist es aus, denn nie wieder wirst du andere in einen Blutrausch treiben, um dich so gräßlich an ihnen zu rächen. Dein Spiel ist aus, Zigeunerhexe!«

Nicoles Stimme war immer lauter geworden. Und das Auge der Alten zeigte Entsetzen und Gier zugleich.

»Warte, Mädchen!« schrie La Zanuga auf. »Wirst mir trotzdem gehören!«

»Das glaube ich nicht, Zigeunerin!« sagte da plötzlich eine Stimme.

Es war die Stimme Zamorras.

La Zanuga, die selbst eine Furie war, schien wie von allen Furien gehetzt.

Sie sprang Zamorra an, doch der schlug sie mit einem Karatehieb zu Boden. Aber gleich war die Alte wieder auf den Beinen. Da sah sie Bill Fleming kommen. Von der anderen Seite. Gemeinsam mit Zamorra und Nicole umkreiste er die Zigeunerin.

Immer dichter, immer näher.

Und plötzlich schrie La Zanuga auf. Unter ihr gab der Boden nach.

Ein Felsbrocken löste sich. Mit einem gewaltigen Aufschrei versank die Alte zusammen mit etlichen Felsbrocken im Nichts.

Dann kamen die Schrei noch drei-, viermal. Die Alte war an den Felsen zerschellt. In Stücke gerissen innerhalb von Sekunden.

Zamorra sah vorsichtig hinunter und wandte sich dann ab.

***

Sie hatten beschlossen, über Madrid und Barcelona nach Frankreich zurückzufahren.

Der Fall La Zanuga war abgeschlossen.

Aber Zamorra sollte auf eine merkwürdige Weise noch einmal daran erinnert werden.

Als er sich in seinem Hotel in Madrid die Morgenzeitung geben ließ, fiel sein Blick auf einen fettgedruckten Artikel.

»La Zanuga, die Hexe von Ibiza, ist tot. Einheimische und Touristen haben gehört, wie die alte Zigeunerin, die den Ruf eines Vampirs hatte, sich am Abend des vorgestrigen Tages von den Klippen der Ferieninsel gestürzt hat. Von ihren Überresten ist bisher nichts gefunden worden.«

Seltsam, dachte Zamorra. Aber im nächsten Augenblick wurde sein Interesse durch eine andere Meldung gefesselt.

In Rumänien, in den Transsilvanischen Bergen, stürzten dem Bericht zufolge in letzter Zeit Häuser und ganze Dörfer ein. Sie wurden vom Wasser begraben, ohne daß es eine Überschwemmung gegeben hatte. Sie wurden von Stürmen zerstört, ohne daß ein Lüftchen wehte. Der Artikel sprach von den »Unholden der Wälder«.

Da wußte Zamorra, daß der Fall La Zanuga nicht sein letzter Fall war. Und auch nicht sein gräßlichster und gefährlichster…

ENDE